Katholische Blätter für
weltanschauliche Information

ORIENTIERUNG

Nr. 7 25. Jahrgang | Erscheint zweimal monatlich | Zürich, den 15. April 1961

Eine Betrachtung

Ueber die Freude in Gott: 1. Leiden können wir schildern, zur Freude fehlen die Worte – Freude ist immer ein Geschenk – sie ist das Nichtselbstverständliche und doch das Letzterfüllende – sie ist ein Wissen um Gottes Huld – 2. Sie macht für das irdische Leid noch empfänglicher – Franziskus zu Bruder Leo über die Freude – Erst in der Demut baut sich die Freude auf – 3. Wie entdeckt man den Jubel der Schöpfung? – 4. Mitten in uns steht schon Gottes Lichtreich.

Wir kommentieren

den Film: Iwan der Schreckliche: er preist das heilige Rußland, das dritte Rom – Wie konnte Eisenstein es wagen, diesen Film zu drehen? – Und warum gab Chruschtschew ihn frei? – Lebt auch im Kommunismus der Traum vom dritten Rom? – Und ist für die russische Kirche der Kommunismus ein «gemäßeres Gehäuse»?

den Roman: «A Burnt-Out Case» Graham Greene's: Eine Studie über das Absterben des inneren Menschen – Verschiedene Typen des Glaubens – Halbglaubens – Unglaubens: Missionäre als Hausdiener Gottes – Ausgebrannte: eine vom Erfolg verstümmelte Hauptfigur – Ein widerlich frommer Journalist – Ein Priester, der das Ungewöhnliche sucht – Ein Direktor, dem nur seine geistlichen Probleme bleiben – Und wo bleibt Gott?

Philosophie

Ueberlegungen zum Homunkulusexperiment Petruccis: Wir haben nicht nur die Lehre der Kirche entgegenzunehmen – unechte Probleme – 1. Hat der Mensch ein Recht zu solchen Experimenten? – Petruccis Ansicht: nur «lebende Materie» – Die Forschung leugnet das – Es kommt darauf an, den wesentlichen menschlichen Aspekt zu sehen! – Worin dieser besteht – 2. Der Einwand mit der Autorität des Hl. Thomas: drei Stufen der Beseelung – die üblichen Verlegenheitsantworten – eine philosophisch einwandfreie Lösung – 3. Wie das Mittelalter zu seiner Auffassung kam – mangelhafte Kenntnis der Natur – apologetisches Interesse – 4. Die Widerlegung: ein abstraktes Schema wird unzulässig auf einen konkreten Vorgang übertragen.

Afrika

Die geistigen Grundlagen im Verkehr mit Afrika: Von der immanenten Rache der Geschichte – Leopold Senghor, Präsident und Dichter Senegals – Ferhat Abbas – Marschall Lyautey – Mamadou Dia – Gabriel d'Arboussier – und der Präsident der Elfenbeinküste sagen aus – und was sich daraus ergibt.

Hl. Schrift

Bücher über Qumran: Georg Molin: Lob Gottes aus der Wüste; Dr. Johann Maier: Die Texte vom Toten Meer; Herbert Braun: Spätjüdisch-häretischer und frühchristlicher Radikalismus; Kurt Schubert: Die Gemeinde vom Toten Meer; Karl Hermann Schelkle: Die Gemeinde von Qumran und die Kirche des Neuen Testaments; J. Carmignac: Introduction à la Bible. II Nouveau Testament; Michel Testuz: Les idées religieuses du livre des Jubilés.

ÖSTERLICHE FREUDE

«Voll Freude zog er seines Weges weiter»: ein Leitmotiv der Kirchenlesungen der nachösterlichen Tage. Uns ist in dieser Zeit die unerhörte, noch nicht ergriffene Gnade geworden, uns in Gott zu freuen. Sind wir überhaupt fähig dazu? August Brunner sprach einmal von jener seltsamen Erfahrung jedes Schriftstellers und Verkünders des Wortes, die uns einen tiefen Einblick ins Wesen der menschlichen Freude gewährt: «Wie bald ist der Mensch mit seinem Wortvorrat zu Ende, wenn es gilt, die Freude zu schildern! Die Ausdrücke versagen; seine Rede klingt bald hohl und künstlich, und gelangweilt wendet man sich ab. Höchstens in der Musik erträgt man etwas länger den Ausbruch hoher Freude; aber auch hier darf er nur kommen als die rasche Krönung und der schnelle Abschluß eines mühevollen und schweren Ringens. Wie beredt dagegen ist der Mensch in der Schilderung von Leid, Schmerz und Unglück! Nähme man diese Themen aus der Literatur weg, so bliebe sehr wenig mehr übrig. Es ist, als ob der Mensch in den düsteren Bereichen des Leids sich ganz anders zu Hause fühlte als in den sonnenbestrahlten Gefilden der Freude.» In dieser Beobachtung liegt eine tiefere Wahrheit: Leid und Not entspringen unmittelbar aus unserem Dasein. Je höher und feiner eine Kreatur sich entwickelt, um so empfindlicher und feinfühliger wird sie auch für das Leid. Außer Gott ist alles in Leid getaucht. Und selbst Gott läßt das Meer des Schmerzes bis an die Stufen seines Thrones, bis zu seiner eigenen erhabenen Majestät heranbranden. Er selbst, als er in die Welt hinabsteigen wollte, hat in dieses Meer des Leidens untertauchen müssen, das ihn umgibt. Der Mensch muß lernen, in der Freude zu gehen, gerade weil unser Geschlecht so leiddurchfurcht, so gebrochen ist. Die eigentliche Freude fällt uns immer als Geschenk zu. Sie entspringt in Gott. Sie gründet darin, daß Gott ist, und sie entzündet sich am Aufleuchten seiner Herrlichkeit. Nicht das Irdische in sich, sondern das Irdische, sofern es Gottes Herrlichkeit offenbart, stiftet Freude. Die menschliche Freude ist eine gnadenhafte Anteilnahme an der Freude Gottes, an Gottes Wesen, das ein einziges Gefilde der Wonne ist.

Die Quellen der Freude liegen dort, von woher die Kreatur Gott entgegenharrt, wo der Himmel in unseren Daseinsbereich einbricht, also im Bereich der Herzenseinfalt, der Demut und der Armut. Das Hochgefühl gehört nicht zum Bestand unseres Daseins, und trotzdem vollendet sich unser Dasein erst in ihm. Deshalb ist das Eigentlichste unseres Daseins Gnade. Oder wie es bei Pascal steht: «Der Mensch

übersteigt um ein Unendliches den Menschen.» Die Freude gehört nicht zum Bereich des Vergnügens und der Zerstreuung. Erst dort, wo der Mensch sich in demütig-empfangender Haltung dem vom Göttlichen her einbrechenden Glück öffnet, geschieht menschliche Erfüllung. In der Atmosphäre des Nurmenschlichen kann der Mensch nur ersticken. Indem sich aber der Mensch ganzheitlich losläßt und ohne Vorbehalt hinüberwirft ins dunkle Geheimnis der Gotteswirklichkeit, faßt er sich restlos zusammen und vollzieht inneren Reichtum. Die Gnade der Freude ist das einfachhin Nichtselbstverständliche und doch zugleich das Letzterfüllende. Deshalb ist sie keinem Menschen grundsätzlich fremd, obwohl kein Mensch sie je zu erzwingen vermag. In der geschenkten Freude bleibt Gott uns nah, seine Nähe ist aber unserer Verfügung grundsätzlich entzogen. In ihr vollziehen wir ein Wissen um Gottes Huld und Gnade. Es wird in unserem Dasein Licht. Unsere Innerlichkeit wird reich durch die erfahrene Freude. Daraus erhellt, warum der Freude wesensmäßig die Gebärde des Sichöffnens, des Umfassens und des Sichverschenkens zugehört. Die ganze Welt wird in der Freude beschenkt: sie wird zum Gefäß und Wohnsitz des Göttlichen und wandelt sich um in eine Stätte der letzten Geborgenheit. Mitten im Weltzusammenhang entsteht ein Ort, auf den man sicher treten, ein heiliger Raum, in dem man sich frei bewegen, eine Macht, in der man sich geborgen fühlen, eine Liebe, der man unbedingt vertrauen kann. Mit all dem ist kein Umgehen der Grenzen, kein Sichwegtrösten über die Härte der Wirklichkeit gemeint. Ganz im Gegenteil: die von Gott geschenkte Freude macht unser Wesen für das irdische Leid noch empfänglicher.

Denn niemand erfährt so schmerzhaft die Sinnlosigkeit wie derjenige, der in der Freude die letzte Geborgenheit bereits empfing. Enttäuschtes Herz, Trümmer unserer Träume, erkaltetes Glück, an das wir zurückdenken wie an den Körper der toten Geliebten. Ist es nicht allzuoft das, was aus unserer Freude übrigbleibt? Doch verwischen sich in der reinen, göttlichen Freude die Grenzen des Glücks und des Unglücks. Man berührt in ihr etwas, das weder Glück noch Unglück ist, sondern ein nach innen lauschendes Schweigen eines Jubels, der uns überfällt, wenn Gott selbst unsere Lippen mit seinem ewigen Kuß siegelt. «Endlich ergriff Bruder Leo, der über all das höchst verwundert war, das Wort und sprach: Vater, ich bitte dich in Gottes Namen, so sag mir, worin die vollkommene Freude liegt. Der heilige Franziskus erwiderte ihm: Wenn wir, ganz durchnäßt, vom Regen und von Kälte durchschauert, von Straßenkot schmutzig und von Hunger gepeinigt, nach Santa Maria degli Angeli kommen, und wenn wir dann an der Pforte läuten und der Pförtner käme und spräche: Wer seid ihr?, und wenn er auf unser Wort: Wir sind zwei deiner Brüder! uns anführe und spräche: Was? Zwei Landstreicher seid ihr und streift in der Welt herum und nehmt den Armen ihre Almosen weg!, und er würde uns nicht aufmachen, sondern ließe uns stehen in Schnee, Wasser, Frost und Hunger bis in die Nacht hinein, wir aber würden all die Unbilden und Beleidigungen ruhig und ohne Murren ertragen und würden in Demut und Liebe denken, der Pförtner kenne uns wirklich gut und Gott werde ihm solche Worte auf die Zunge gelegt haben: da, Bruder Leo, schreibe es, liegt die vollkommene Freude! ... Und gesetzt, wir würden bei so übler Behandlung, mit hungrigem Magen, mit Rücksicht auf den Einbruch der Nacht noch einmal klopfen und inständig unter Tränen bitten und rufen, man möchte uns doch auftun, und jener geriete in Wut und käme mit dem Knüppel und packte uns an der Kapuze und schlüge uns, daß wir nur so in Dreck und Schnee herumtaumelten, und versetzte uns Streich über Streich, wenn wir all die Unbill und Kränkung und Schläge ertrügen im Gedanken, daß wir die Peinen Christi, des Hochgebenedeiten, mit aller Geduld ertragen und auf uns nehmen sollen, o Bruder Leo, schreibe es, da liegt die vollkommene Freude!» So heißt es in der «Blütenlegende», in diesem franziskanischen Loblied der göttlichen Freude.

Meist ist diese unendliche, übersinnliche Freude Gottes in uns verborgen und wenig spürbar. Erst in der Demut, in der täglich neuen Überwindung des Herzens und in der täglich neuen Hinnahme unseres eigenen Leidens baut sich unsere Freude und damit unser christliches Dasein auf. Darin überhöht sich unser Gefühl und wird zu Gottes eigener Tat. Der durch das Leid bis zur still gewordenen Freude gekommene Mensch entdeckt überall den Jubel und den Lobpreis der Schöpfung, die aus dem ganzen Kosmos Gott entgegenströmen, die ein Zeichen der Gegenwart des Himmels in unserer vom Leid bedrohten Welt sind. Das Auge wird für die in der Schöpfung aufscheinende Herrlichkeit Gottes geöffnet und es entzündet sich das Entzücken des Himmels in unseren Herzen. Das Ohr vernimmt, wie durch die ganze geschöpfliche Welt die Wasserfälle des göttlichen Jubels brausen. Der Psalm siebenundneunzig schildert einen geheimnisvollen Vorgang: Gott macht sich in der Schöpfung offenbar. Und die ganze Erde erbebt vor dieser Gotteserscheinung. Die Stimmen der Menschen und der Natur verschmelzen sich in einem mächtigen Hymnus. Zuerst stimmt nur eine einzige Menschenstimme den Gottesjubel an. Dann kommt der Klang der Zithern und Harfen, der Schall der Posaunen und Hörner. Das Meer braust, die ganze Erde jauchzt, die Ströme frohlocken und die Berge dröhnen. So macht die Erfahrung der stillen, inneren Gottesfreude uns den Jubel des Kosmos offenbar.

Es gilt, uns nicht nur gelegentlich, sondern oft und immer wieder diesem geheimnisvollen Innenraum der Welt zuzuwenden, wo die Schöpfung in sich steigernder Freude des göttlichen Glücks innewird. In dieser Mitte der einfachen, stillen, demütigen und wartenden Gottzugewandtheit liegt der Ort der Frohlockung. Mitten in der Welt verblieben, geht man hinüber aus dem Lärm der Wesenlosigkeit in die Erfahrung des Heiligen. Ganz in irdischer Dichte verbleibend, steht die Freude außerhalb der Welt. Unser ganzes Wesen verringert sich zu einem einfachen, stillen Dasein vor Gott. Von dieser stillen Freude wird unsere Ewigkeit trunken sein. Vor dieser höchsten Erfüllung des Menschenlebens verwehen alle Menschenworte. Ewige Stille liegt darüber, ein schweigendes Licht und ein unbegreiflicher Schimmer. Mitten in uns steht schon Gottes Lichtreich. Im auferstandenen Leib Christi ist die ewige Stadt, die Stätte der Engel und Heiligen, die leuchtende Burg des Glücks, in der die Lieblinge Gottes wohnen, bereits gebaut. Das Osterereignis ist keine alleinstehende und für sich abgegrenzte Erscheinung der Heilsgeschichte, sondern das heiligste Schicksal der ganzen Welt. Karl Rahner sagt: «Was wir seine Auferstehung nennen und unbedacht als sein privates Schicksal betrachten, ist nur auf der Oberfläche der ganzen Wirklichkeit das erste Symptom dafür, dass hinter der sogenannten Erfahrung alles schon anders geworden ist in der wahren und entscheidenden Tiefe aller Dinge. Seine Auferstehung ist wie das erste Ausbrechen eines Vulkans, das zeigt, dass im Innern der Welt schon das Feuer Gottes brennt, das alles zum seligen Glühen in seinem Lichte bringen wird. Er ist auferstanden, um zu zeigen: es hat schon begonnen. Der Auferstandene ist da als das geheimste Gesetz und die innerste Essenz aller Dinge. Er ist bei uns wie das Licht des Tages und die Luft, die wir nicht beachten. Er ist da, das Herz dieser irdischen Welt und das geheime Siegel ihrer ewigen Gültigkeit.» Mit der Auferstehung ist die Freude zum objektiven Zustand der Welt geworden.

Diese stille, unaufdringliche Freude sollte der Christ hinaustragen in eine Welt, die so wenig Helle und so viel Leid kennt. Er darf nicht vor der Leere seines eigenen Herzens erschrecken. Unser Herr versprach, daß aus uns Ströme lebendigen Wassers fließen werden. Wenn wir versuchen, ohne Hast und ohne selbstsüchtige Unerbittlichkeit, einfach und in gottvertrauender Ruhe, uns für das unverdienbare Geschenk Gottes mitten in der Welt bereitzuhalten, dann werden aus uns, selbst unbewußt und ohne Vorsatz und Bemühen, Ströme lebendigen Wassers der göttlichen Freude ausbrechen. *L. B.*

KOMMENTARE

Moskau, das Dritte Rom und Sowjetrussland

Seit einigen Wochen läuft in der Schweiz ein sowjetrussischer Film «Ivan Grozny» (Iwan der Schreckliche), erster und zweiter Teil. Er ist das letzte Werk des berühmten Regisseurs Sergius Eisenstein, ein Werk von hohen künstlerischen Qualitäten.

Der erste Teil wurde 1943/45 gedreht und 1946 bereits im Ausland gezeigt. Der zweite entstand 1946, kam aber zunächst weder in der Sowjetunion noch im Ausland zur Aufführung. Die Partei untersagte ihn als «historisch falsch, formalistisch und verantwortungslos». Eisenstein mußte die Arbeiten am dritten Teil abbrechen. Er starb 1948. 10 Jahre nach Eisensteins Tod, 1958, brachte Moskau den zweiten Teil des Films offiziell am Brüsseler «Festival der besten Filme aller Zeiten» zur Uraufführung. Seit Herbst 1960 werden der erste und zweite Teil gewöhnlich zusammen im Ausland gezeigt. Ob er auch in der Sowjetunion selbst vorgeführt wird, ist uns nicht bekannt.

Erstaunlich und geradezu erregend an diesem Film ist, daß er nicht bloß ein Bekenntnis zur nationalen, sondern ganz offensichtlich auch zur religiösen Größe Rußlands darstellt. Zum Ausdruck kommt das unter anderem dadurch, daß Iwan IV., der erste gekrönte Zar Rußlands (1547–84) gerade an den Höhepunkten des Films zu wiederholten Malen und mit Nachdruck Moskau das dritte Rom nennt, dem kein viertes mehr folgt.

Wortwörtlich ist diese Wendung einem Brief des Mönches Philotheus an den Moskauer Großfürsten Wassilij III. aus dem Jahre 1470 entnommen. Die auf dem Konzil von Florenz (1439) zustandegekommene Union Roms mit Byzanz hatte den Unwillen des Mönches erregt. Er nennt sie geradezu eine «Kapitulation» des zweiten Rom vor dem ersten und dem gesamten Westen. Jetzt sei es die Aufgabe Rußlands, zum «heiligen» Rußland zu werden und die Führung der Christenheit zu übernehmen. Moskau sei zum dritten Rom vorherbestimmt, dem kein viertes mehr folgen werde.

Wir stehen also vor der erstaunlichen Tatsache, daß ein Sowjetfilm die Vision des heiligen Rußland beschwört und die Formel von Moskau als dem dritten Rom verkündet. Wie ist das zu erklären?

Verschiedene Faktoren scheinen hier mitzuspielen.

I

Zunächst mag es scheinen, daß in Sowjetrußland die Vision vom heiligen Rußland und von Moskau als dem dritten Rom gründlich und endgültig ausgeträumt sei. Sofort nach der kommunistischen Machtergreifung wurden Staat und Kirche getrennt. Es folgte eine der grausamsten Kirchenverfolgungen der Geschichte. Wohl ging der kommunistische Staat später zu feineren Methoden der Kirchenverfolgung über, aber der grundsätzliche Kampf der materialistischen Weltanschauung gegen das Christentum wird bis heute unvermindert weitergeführt. Doch sehen wir näher zu.

Daß Sergius Eisenstein es überhaupt wagen konnte, den Film zu drehen, erklärt sich zum Teil gewiß aus dem Ansehen, das die Kirche im Zweiten Weltkrieg gewonnen hatte.

▶ Stalin hatte die Hilfe der trotz aller Verfolgung immer noch beachtlichen Stärke der Christen in Anspruch genommen. 1937 hatten sich ein Drittel der Städter und zwei Drittel der Landbevölkerung bei der Volkszählung als Christen eingetragen. Der Krieg war darum als Krieg für Glauben und Vaterland proklamiert worden. Nach Kriegsende konnte das nicht ohne weiteres rückgängig gemacht werden.

▶ Außerdem war es für die Sowjetunion 1946 wichtig, ihre Rückkehr in den europäischen Kulturraum unter Beweis zu stellen. Die anfänglichen Kirchenverfolgungen suchte man als Kampf gegen den fortschritts- und freiheitsfeindlichen, reaktionären und monarchistischen Klerus hinzustellen, der sich nicht gegen den Glauben als solchen gerichtet habe.

▶ Ferner: Um die annektierten Gebiete der Sowjetunion leichter einzuverleiben, bediente sich Stalin gern der russischen Kirche. Die hier bestehenden, mit Rom unierten Kirchen wurden in den Schoß der Orthodoxie zurückgeführt.

▶ Endlich: Um die starke Position der katholischen Kirche im Westen (des Papstes und des Vatikans) zu schwächen, konnte eine gewisse Stärkung der Orthodoxie von Vorteil sein. Sie war ausersehen, die Rolle des trojanischen Pferdes zu übernehmen.

Alle diese Gründe mögen erklären, was Eisenstein den Mut gab, den Film zu drehen. Trotzdem ging er den damaligen Machthabern mit der positiven Aufgabe, die er der Orthodoxen Kirche zuerkannte, offenbar zu weit, denn der zweite Teil wurde, wie berichtet, 1946 verboten.

Umso erstaunlicher wirkt es, daß nun in der Ära Chruschtschew der konfiszierte Film – wenigstens für das Ausland – wieder freigegeben wurde. Handelt es sich hier um ein geschicktes Täuschungsmanöver? Die Koexistenzpolitik verlangt regen Kulturaustausch! Tatsächlich schwillt zur gleichen Zeit – wie der Artikel der Orientierung (Nr. 4, S. 46/47) [1] über «Die Russisch-orthodoxe Kirche in der Verfolgung» eindrücklich zeigt – in eben dieser Ära Chruschtschew die Kirchenverfolgung wieder mächtig an! Es geschieht dies allerdings in verdeckter Form, vornehmlich auf dem Weg der Verleumdung. Es liegt also nahe, die teilweise Freigabe des Films, der ein Bekenntnis zum dritten Rom enthält, als einen Versuch zu deuten, diese Verleumdungen glaubwürdig zu machen und den Kirchenkampf geschickt zu verdecken. Man sieht, welche Vorsicht der russischen Propaganda gegenüber geboten ist!

II

Trotzdem liegt in dem Wort vom «dritten Rom» noch Tieferes, das wir nicht übersehen sollten. Und das nach zwei Seiten.

▶ Zunächst in bezug auf den Messianismus, der im russischen Kommunismus liegt. *Nikolaj Berdjajew* macht darauf aufmerksam. Er vergleicht den Traum des Mönches Philotheus mit der messianischen Tendenz des atheistischen Kommunismus in Rußland und findet in beiden eine überraschende Ähnlichkeit der Struktur. Er meint damit den Kommunismus als Heilswahrheit, die ideokratische Struktur des Sowjetstaates, die Verneinung der Autonomie der einzelnen Kulturgebiete, die Imitation des christlichen Brauchtums bei der Erziehung der Jugend, kurz die gottkämpferische Religiosität des Sowjetstaates. Eine Illustration dieser Deutung wäre die angeblich von Stalin selbst stammende Äußerung, der kommunistische Staat werde genau das verwirklichen, was die früheren Jahrhunderte unter der Losung das «dritte Rom» ersehnten.

▶ Zweitens muß die Linie auch in bezug auf die russische Kirche ausgezogen werden. Schon 1946, als die Fesseln der Kirche ein wenig gelockert waren, vernahm man mit Staunen Äußerungen von russischen Kirchenführern, die auf den ersten Blick phantastisch und unrealistisch klingen. So schrieb im «Journal des Moskauer Patriarchates» September 1946 der Erzbischof Marzenkow: «Moskau ist das dritte Rom, es ist das Symbol der weltweiten Idee, der Sammlung, als Gegengewicht des Papsttums mit seinem Streben nach geistiger Autokratie und seinem wahnsinnigen Traum der Weltherrschaft ... Moskau ist das dritte Rom und ein viertes wird es nicht geben, wie unsere Vorfahren zur Zeit Iwans III.[2] gesagt haben.»

---

[1] Siehe auch den Artikel: «Wie wehrt sich die russische Kirche?» Orientierung Nr. 5, S. 54–56.

[2] Iwan III. war der Großvater Iwan IV., des Schrecklichen. Er regierte zur Zeit des Mönches Philotheus von 1462–1505. Als erster hatte er sich in Rußland den Namen Zar beigelegt, wohingegen Iwan IV. sich als erster 1547 zum Zar krönen ließ.

Wie sind solche Äußerungen zu verstehen mitten im totalen Staat der Sowjets?

Vielleicht hilft hier eine Bemerkung *Fedor Stepuns*. Der russische Gelehrte hält dafür, daß zumal der heutige Patriarch Alexej unter dem geistigen Einfluß des Geschichtsphilosophen *Konstantin Leontjew* (1831–91) stehe.[3] Leontjew war ein Hasser des neuzeitlichen Europa und vor allem der modernen Demokratie. «Leontjew konnte es nicht hinnehmen, daß die großartige Geschichte Europas: die Feldzüge Alexanders des Großen, die Gebete der Säulenheiligen, das vornehme Rittertum und der süße Minnesang mit dem Sieg der biederen Bourgeoisie enden sollte, die sich auf die Spitze dieser Geschichtspyramide emporschwingt, um – wie ein grauer Sperling im Frack – nach allen Seiten optimistisch vom Fortschritt zu zwitschern.»

Stepun meint, es sei doch die Frage erlaubt, ob nicht vielleicht Konstantin Leontjew, wenn er heute noch lebte, die hierarchisch emporgestufte bolschewistische Diktatur ganz aufrichtig als ein dem Christentum gemäßeres Gehäuse dem liberaldemokratischen Regime vorziehen würde. Er antwortet: «Ich glaube, daß man die Frage bejahen muß.»

Nun scheint aber Patriarch Alexej sich Leontjew zum Vorbild gewählt zu haben und so kann man mit Stepun weiterfragen: «Wenn Leontjew die sowjetische Diktatur der Demokratie vorgezogen hätte, warum soll man den Patriarchen nur als Werkzeug der Partei betrachten? Ist es denn ganz ausgeschlossen, daß er der russischen Kirche als überzeugter Cäsaropapist in der Hoffnung dient, daß die hierarchisch autoritäre Diktatur dem Wesen des östlichen Christentums, zu dem Rußland morgen unbedingt zurückkehren werde, mehr entspreche, als die westeuropäische Demokratie, dieses traurige Verfallsprodukt eines hoffnungslos säkularisierten Christentums?»

Wir sagen nicht, daß diese beiden von Berdjajew und Stepun ausgeführten Perspektiven des «dritten Rom» bei der Freigabe des Films von Sergius Eisenstein eine den russischen Machthabern reflexbewußte Rolle gespielt haben; sie sind aber beide da und im heutigen Rußland lebendig. Das aber mag uns nachdenklich machen und uns lehren, auch hier verschiedene Schichten zu unterscheiden. *K. St.*

[3] Fedor Stepun: Der Bolschewismus und die christliche Existenz. Kösel-Verlag München 1959.

«Ein ausgebrannter Fall»

In seinem neuesten und wohl auch bedeutendsten Roman «A Burnt-Out Case» (Heinemann, London, 1961) führt uns *Graham Greene* diesmal nach dem Kongo. Mit Politik hat das nichts zu tun, das Buch wurde noch vor der Kongokrise beendet. Der Kongo dieses Berichts ist – Greene sagt es ausdrücklich in seiner Widmung – eine «Seelenlandschaft». Der Roman unternimmt den Versuch, «verschiedenen Typen des Glaubens, Halbglaubens und Unglaubens einen dramatischen Ausdruck zu geben und zwar in einer Umgebung, die fern von der Weltpolitik und den häuslichen Sorgen liegt und wo deshalb solche Unterschiede schärfer empfunden werden und klarer in Erscheinung treten». Eine faszinierende Zielsetzung. Greene kann unserer ungeteilten Aufmerksamkeit gewiß sein.

Die Handlung wird mit meisterhafter Einfachheit erzählt, obwohl die Vorgänge sich auf mehreren Ebenen zugleich abspielen. Es ist die Geschichte eines innerlich völlig ausgebrannten Mannes, der sich vor der Welt und vor sich selbst zurückzieht. Er landet an einer Missionsstation für Leprakranke: «Das Schiff fährt nicht weiter – antwortete der Mann, als ob das wirklich die einzige Erklärung gewesen wäre» (S. 17). Wir haben also eine Studie über das Absterben des inneren Menschen vor uns. Ein «ausgebrannter Fall» ist in der Sprache des Lepraarztes Dr. Colin jener Kranke, bei dem der Verfall an einem fortgeschrittenen Stadium endgültig aufgehalten wurde. Obwohl schrecklich verstümmelt, ist der Kranke doch geheilt. Unter den anderen Aussätzigen hat er keinen Platz mehr. Die Gesellschaft der Gesunden bleibt ihm aber weiterhin verschlossen. In einem geistigen Sinn ist auch Querry, die Hauptgestalt der Erzählung, ein «ausgebrannter Fall».

Der Erfolg als Liebhaber, als Kirchenarchitekt und als «eminente katholische Persönlichkeit» hat seine Seele verwüstet. Für Greene ist der Erfolg die schlimmste «Verstümmelung des Menschen» (S. 253). Das ist eine der eindringlichsten Thesen dieses Romans. Alles wurde für Querry leer und sinnlos: seine Liebe, sein Beruf und selbst sein Gott. «Dann setzte eine schreckliche Langeweile ein. Ich habe mich lange mit Frauen, mit meiner Arbeit getäuscht ... Eines Tages habe ich etwas auf meinem Jackett entdeckt, das aussah, wie ein loser Faden und daran gezogen. Das ganze Jackett begann sich aufzulösen» (S. 142–143). Einem unerträglichen Schmerz gegenübergestellt, antwortet Querrys Wesen mit dumpfer Selbstbetäubung.

Die Missionspriester der Leprastation nehmen Querry auf und stellen keine Fragen. «Selbst wenn er ein Mörder gewesen wäre, der vor der Gerechtigkeit flieht, hätte kein einziger an seine Wunde gerührt» (S. 9). «Sie werden die Leprastation ebenso sicher finden, wie die Fremdenlegion» (S. 30), sagt Dr. Colin dem «Ausgebrannten». Diese Priester sind einfache, problemlose, müde und arbeitsame Menschen. Männer unaufdringlichen Glaubens, Hausdiener Gottes. Sie sind glücklich, prompt und laut im Lachen. Einfache Seelen, unaufhörlich beschäftigt mit Messelesen, elektrischen Reparaturen, Moraltheologie und Bauten für Leprakranke. Sie können keinen mit feinen seelischen Problemen gebrauchen. Dann lieber schon einen, der von Klempnerei etwas versteht. Nach dem Abendessen spielen sie kindliche Kartenpartien, wobei ihnen von der Wand ein billig-buntes Bild des Papstes wie ein «exzentrischer Schuldirektor» (S. 10; 166) zuschaut. «Bei unserer Lebensart können wir uns keine Helden, jedenfalls keine lebenden Helden leisten. Die Heiligen sind schon genug» (S. 110). Man läßt also Querry in Ruhe und macht nicht viel Aufhebens mit ihm. Und er fühlt sich in seinem gefühllosen Unglück doch irgendwie geborgen. Er wird vielleicht ein neues Lepraspital für die Mission bauen, möglichst billig und einfach, oder den Wagen der Patres fahren an jenen seltenen Tagen, wo der Dschungel den Weg freigibt. Das darf aber nicht sein. Das Unglück in Person, Montagu Parkinson, besorgt den Untergang.

Der britische Journalist Parkinson ist eine der widerlichsten Figuren, die Greene je gezeichnet hat. Er hätte in Afrika über irgendeinen Aufstand berichten sollen, hörte aber von Querry und machte sich gleich auf den Weg zu ihm. Auch er ist ein «Ausgebrannter», der aber seine eigene Erbärmlichkeit, die innen gähnende Leere mit einem falschen Aufputz äußerer Geschäftigkeit verdeckt hat. Seine Rede ist wie eine schlechte Antologie, voll von falschen Zitaten aus der englischen Literatur. Er hat sein Dasein völlig auf den Erfolg und auf sein Einkommen beschränkt: «Nichts könnte Parkinson verletzen oder enttäuschen, es sei denn ein zu kleiner Betrag auf seinem Scheck» (S. 138). Er beginnt gleich mit einer großen Artikelreihe im Stile frömmelnder Sensationsliteratur, die sich heute so gut verkaufen läßt. Unbedingt will er aus Querry einen Albert Schweitzer machen, und obwohl der Architekt ihm die volle Wahrheit über seinen eigenen Seelenzustand sagt, schiebt er ihm übernatürliche Motive unter. «Architekt der Seelen. Der Einsiedler im Kongo» – so lautet der erste Beitrag der Artikelreihe über den «großen Querry». Die letzte Demütigung kann aber nicht von Parkinson kommen, er ist zu klein dafür.

Ein hysterischer Priester der Mission, Pater Thomas, will aus der kleinen Welt des Leprosoriums, aus dieser ruhigen Routine der einfachen Gotthingabe seelisch ausbrechen. Er kann eine Atmosphäre nicht ertragen, in der Gott zu einer Selbstverständlichkeit geworden ist, worüber es nicht einmal nötig ist,

zu sprechen. Dieser Mensch mißdeutet in seiner Suche nach Ungewöhnlichem die seelische Situation Querrys: «Vielleicht hat Gott ihnen die Gnade der Trockenheit gegeben und sie folgen dem heiligen Johannes vom Kreuz nach in der Erfahrung der mystischen Nacht» (S. 116). Die Tragödie setzt aber erst ein, als Querry den Direktor einer nahegelegenen Margarinefabrik trifft. Rycker ist eine gescheiterte Existenz. Er wollte Priester werden (sechs Jahre verbrachte er bei den Jesuiten), hat aber bei diesem Versuch einen endgültigen Schiffbruch erlitten. Alles was ihm übrigblieb, sind seine geistlichen Probleme. «Wenn ein Mensch nichts hat, worauf er stolz sein könnte, dann ist er stolz auf seine seelischen Schwierigkeiten. Nach zwei Gläsern Whisky beginnt er mir immer über die Gnade zu reden» (S. 18). Er hat ein junges Mädchen mit «schönem, aber noch ungeformtem Gesicht» (S. 39) gleich aus dem Klosterpensionat geheiratet, um sie die Liebe Gottes zu lehren. Rycker umgibt das arme Geschöpf mit einer schwülen religiös-erotischen Atmosphäre, in der diese Kind-Frau («sie liebt ihre Puppe mehr als Gott», S. 46) unfähig ist, sich geistig zu entwickeln. «Ich würde ihr, wenn ich Sie wäre, nicht so viel über die Gottesliebe reden», sagte Querry mit Widerstreben. «Sie könnte die Parallele zwischen Gottesliebe und ihrem Bett nicht sehen» (S. 46). Abends muß die junge Frau die «Nachfolge Christi» lesen (sie wird dabei streng überwacht) oder seinem alkoholfahnenden Gerede über sein seelisches Leiden zuhören. Manchmal gelingt es ihr, eine Schlafpille in seinen Trunk hineinzuschmuggeln. «Dann erreicht er das Stadium der Bewußtlosigkeit früher als das Stadium der Religionsgespräche, das sonst unaufhaltbar, wie ein offener Eingang im Rotlampenbezirk, zum Sex führen würde» (S. 79). Grausam schildert uns da Greene eine zweideutige, ja zutiefst unmoralische Situation, obwohl der ehemalige Seminarist (er war immer der erste in Moraltheologie) peinlichst darauf bedacht ist, alle Vorschriften der Ehemoral genau einzuhalten. Marie Rycker hat nur einen Gedanken, aus diesem Zustand der seelischen Verkümmerung auszubrechen, und verbreitet das Gerücht, sie würde von Querry ein Kind erwarten. Rycker tötet den «Ausgebrannten» und beendet so das Schicksal dieses unglücklichen Gottsuchers.

Denn Querry war Gottsucher, wie übrigens alle anderen Gestalten dieses seltsamen Berichts, während seines ganzen Lebens. Niemand ist in diesem Buch indifferent. Die Gottesaussage Greenes ist sublim, wie die des Lebens. Die Gestalt Gottes ist im Roman überall gegenwärtig und wird gleichzeitig von mehreren Seiten her angegangen. Sie spiegelt sich im Unglück, in den Revolten, in den Verirrungen, Haßgefühlen und Verzweiflungen ebenso klar, wie in der stillen Hingabebereitschaft der einfachen Missionare. «Sie mußten einmal einen großen Glauben gehabt haben, daß Sie ihn jetzt so sehr vermissen» (S. 247) – sagt der Missionsarzt zu Querry. Und der Superior der Mission verdeutlicht das letzte, bis dahin unausgesprochene, Geschehen hinter allen Vorgängen: «Sie erinnern sich, was Pascal gesagt hat. Wer anfängt, Gott zu suchen, hat ihn bereits gefunden. Das gleiche könnte wahr sein von der Liebe. Indem wir sie suchen, haben wir sie vielleicht bereits gefunden» (S. 255). Was bedeutet all das? Graham Greene sagt es uns nicht, und jeder Leser muß versuchen, zu eigenen Schlußfolgerungen zu kommen. *L. B.*

PHILOSOPHISCHE UEBERLEGUNGEN ZUM HOMUNKULUS-EXPERIMENT PETRUCCIS

Das Experiment Petruccis ließ die Weltöffentlichkeit aufhorchen; gewiß nicht nur wegen seiner wissenschaftlichen Bedeutung, weit mehr noch, weil sich daraus Fragen an die Moral ergeben.

Vor allem in der katholischen Presse wurde denn auch sofort die moralische Seite des Problems aufgeworfen. Dabei stützte man sich zur Lösung fast allgemein nur auf Stellungnahmen kirchlicher Autoritäten. Die Lehre der Kirche ist nun in Moralfragen gewiß nicht zu unterschätzen; es wäre aber doch bedauerlich, wenn eine einseitige Berufung auf Autoritätsargumente die Meinung aufkommen ließe, daß wir Katholiken einzig «auf Befehl» uns unsere Meinung bilden. Nichts ist nämlich verkehrter. Wir würden gegen unsere Christenpflicht schwer verstoßen, wenn wir unter dem Vorwand vollkommenen Gehorsams auf persönliches Nachdenken verzichten wollten. Wir haben vor uns selbst und vor den Menschen, unseren Brüdern, die Pflicht, aufzuzeigen, wie sehr das christliche Klima alles, was einen menschlichen Wert darstellt, fördert. Und unter den menschlichen Werten, die es zu fördern gilt, steht gewiß die Fähigkeit, sich ein gesundes und ausgeglichenes Urteil über die Fragen, die uns das Leben stellt, mit an erster Stelle, wenn sie nicht überhaupt das Wichtigste ist. Menschsein das heißt doch vor allem, mit klarem Gewissen und entschiedenem Willen die Lebensprobleme, die sich uns stellen, angehen.

In diesem Sinn sollen im Folgenden einige philosophische Reflexionen zum Experiment Petruccis gestellt werden, wobei wir von den Stellungnahmen kirchlicher Autoritäten einmal absehen wollen.

Petrucci sagt: Ein befruchtetes Ei ist kein Bébé

Schalten wir zunächst die unechten Probleme aus. Es ist kaum glaublich, was zum Experiment Petrucci die Sensationspresse alles schrieb. Man sprach sogar von der «Erschaffung» eines Menschen, ja man erklärte, die Existenz Gottes sei ernstlich in Frage gestellt. Solche Behauptungen sind primitiv und kindisch. Ich würde meine Leser beleidigen, wollte ich mich bei derartigen Ungereimtheiten länger aufhalten.

Das eigentliche philosophische Problem, das die menschliche Befruchtung in der Retorte uns stellt, scheint mir dieses: hat man das Recht auf Experimente, in denen ein menschliches Wesen dem Experimentator völlig ausgeliefert ist, der nach Belieben entscheidet über seine Entstehung und – im heutigen Stadium der Forschung – zum wenigsten über seinen «Tod»?

Man wird sofort einwenden, ich überspitze und verfälsche das Problem. Man wird sagen: es handelt sich ja gar nicht um ein menschliches Wesen. Ein befruchtetes Ei sofort ein menschliches Wesen zu nennen, heißt doch übertreiben und damit den Fragepunkt falsch ansetzen.

Dieser Ansicht ist offenbar auch *Petrucci*, wenn das Interview, das die «Gazette de Lausanne» am 20. Januar 1961 veröffentlichte, seine Worte genau wiedergibt. Es heißt nämlich dort wörtlich: «Ein befruchtetes Ei ist kein Bébé. Es ist kein neues Sein. Biologisch weist es noch keinen bestimmten Charakter auf. Es ist weiter nichts als lebende Materie.» Und Petrucci fügt hinzu: «Wenn mein Embryo von 29 Tagen ein Monstrum war, dann war es das eben deshalb, weil es – um ein bestimmter Organismus zu werden – der mütterlichen Umhüllung bedarf.»

Die ganze Argumentation Petruccis beruht also auf dem «Noch-nicht-Bestimmtsein» des befruchteten Eies. Es dürfte aber kaum einen ernsthaften Biologen geben, der ihm hier zustimmt. Wenn die Forschungen über die Befruchtung und die Ontogenese irgend etwas klargestellt haben, dann eben dies, daß mit der Befruchtung die Ankunft eines neuen

einzelnen Lebewesens eine vollendete Tatsache ist. Alles was nachher erfolgt, ist lediglich die normale Entwicklung von dem, was mit der Befruchtung schon erworben wurde. Natürlich bedeutet die Entwicklung einen Prozeß der Differenzierung und somit auch der näheren Bestimmung, und insofern weist der Embryo anfangs eine relative Unbestimmtheit auf. Schließt man aber daraus, daß das befruchtete Ei am Anfang seiner Entwicklung kein bestimmtes Wesen sei, dann gibt man damit der relativen Unbestimmtheit einen Sinn und mißt ihr eine Tragweite bei, die sie tatsächlich nicht hat. Richtig würde man sich als Biologe ausdrücken, wenn man sagen würde: mit der Befruchtung beginnt die Fähigkeit der Selbstbildung, des Selbstaufbaus – und insofern auch der Selbstbestimmung –, die das Kennzeichen des Lebendigen ist.

Vom Augenblick der Befruchtung an stehen wir also unbestreitbar vor einem neuen lebenden Einzelwesen und – Petrucci möge es uns nicht verübeln – vor einem neuen «Sein».

Im vorliegenden Fall nun handelt es sich um ein befruchtetes menschliches Ei. Also stehen wir vor einem menschlichen Sein. Wenn das weibliche Ei und das Sperma, die der Experimentator verwendet, als «menschlicher Abfall», der normalerweise dem Absterben verfällt, angesehen werden müssen, so löst der Experimentator die Entstehung eines menschlichen Seins aus. Das aber ändert die Situation von Grund auf. Denn man kann das menschliche Sein von seiner geistigen und persönlichen Dimension nicht abtrennen. Hier von «lebender Materie» zu reden, bedeutet eine wissenschaftliche Abstraktion. Es geht um ein menschliches Individuum am Werden: das ist der wesentliche Punkt. Daß nach außen hin der Mensch noch nicht in Erscheinung tritt, kann nicht entscheidend sein. Man muß auf das Wesentliche sehen. Muß man nicht auch in einem Idioten, trotz seines manchmal widersprechenden Äußeren, den Wert eines Menschen sehen, der sich hinter den ekelerregenden Äußerungen verbirgt? Wenn wir das spontan fühlen, dann deshalb, weil wir instinktiv wissen, daß der menschliche Geist über den Körper hinausragt und einen Wert besitzt, der über die Wechselfälle des körperlichen Daseins erhaben ist. Muß man nicht auf Grund der gleichen Überlegungen auch im befruchteten Ei ein menschliches Wesen, das am Kommen ist, sehen, eine beginnende geistige Bestimmung? Wenn das aber der Fall ist, dann kann es offenbar nicht in Frage kommen, solch ein menschliches Wesen dem Belieben eines Experimentators auszuliefern. Er hat nicht das Recht, Experimente anzustellen, die über eine geistige Bestimmung entscheiden. Im Experiment Petruccis aber entscheidet der Experimentator über Leben und Tod eines menschlichen Wesens. Ob dieses nun mehr oder weniger entwickelt ist, spielt dabei für die wesentliche Frage keine Rolle.

Von Experimenten mit bloß lebender Materie zu reden, heißt den wesentlichen, menschlichen Aspekt der Frage nicht sehen wollen. Ein Arzt von Buchenwald hätte mit dem gleichen Recht dieselbe Antwort geben können. Auch er experimentierte mit der lebenden Materie. Daß diese einer menschlichen Person zugehört, deren Schicksal davon abhängt, interessierte ihn nicht. Petrucci sagt nicht, daß ihn das nicht interessiere, er leugnet einfach, daß es hier eine menschliche Dimension gibt. Typischer Fall von dem, was man «wissenschaftliche Blindheit» nennen könnte: engstirnige Gelehrteneinstellung, die nichts gelten lassen will, was über den Bereich ihrer begrenzten Methodologie hinausgeht.

Wer einzig «lebende Materie» sucht, wird nie der «menschlichen Person» begegnen. Was trotzdem nicht hindert, daß die menschliche Person viel wirklicher und wahrer ist als die famose lebende Materie.

Man wird mir gewiß einwenden, daß, was ich hier verteidige, sich keineswegs mit der Lehre der Scholastik deckt. Man wird sagen, selbst der hl. Thomas lehre eine stufenweise Beseelung und kenne im Augenblick der Befruchtung die geistige, menschliche Dimension, von der wir sprechen, nicht.

Der hl. Thomas gibt Petrucci recht

Nach ihm besitzt der Embryo zunächst nur ein vegetatives Leben, erst später kommt das sensitive hinzu, und dann erst entsteht das menschliche, von einer geistigen Seele belebte Sein. Erweist sich einer solchen Auffassung gegenüber unser Argument nicht als haltlos, da ihm ja der Boden entzogen wird?

Diesem Einwand, der die Autorität des hl. Thomas ins Spiel bringt, begegnet man für gewöhnlich mit einer elastischen Verteidigung. Man antwortet zum Beispiel, daß selbst wenn man die eine Theorie der anderen vorziehen könne (unmittelbare oder mittelbare Beseelung), doch keine von beiden ganz gewiß sei. Und solange über die Ursprünge des Menschen ein Zweifel herrsche, sei es doch sicherer, sich keinen Experimenten auszusetzen, die vielleicht doch ein bereits menschliches Sein antasten. Oder man wagt sich noch ein wenig weiter vor und behauptet, selbst im Fall einer stufenweisen Beseelung sei das Experiment Petrucci zu verwerfen, denn selbst wenn bei der Befruchtung auch noch kein menschliches Sein da sei, verpflichte die ohne Zweifel bereits vorhandene Ausrichtung auf den Menschen zu ganz der gleichen Zurückhaltung.

Diese ausgeklügelten Arten des Vorgehens gefallen mir, ehrlich gesagt, nicht recht. Zu solchen Notlösungen greift man nur, wenn ein philosophisch sauberes Urteil wirklich nicht möglich ist. Im vorliegenden Problem scheint mir das aber nicht der Fall zu sein.

Beachten wir zunächst, daß nach einhelliger Ansicht der den Geist bejahenden traditionellen Philosophie die menschliche Seele direkt von Gott geschaffen werden muß. Es wäre gewiß falsch, wenn man in dieser Lehre so etwas wie einen «Deus ex machina» sehen wollte, den uns der Glaube vorschreibt; vielmehr liegt dieser Ansicht der strikte Widerspruch zugrunde, der von der Geistigkeit der menschlichen Seele kommt. Weil es ein Widerspruch wäre, etwas Geistiges aus dem Materiellen entstehen zu lassen, deshalb muß eine außermaterielle Ursache angenommen werden, um die Entstehung des Geistes zu erklären. Schon in der heidnischen Philosophie wußten die großen griechischen Denker, daß das Auftreten des menschlichen Geistes sich nur erklären lasse, indem man die Schranken der materiellen Beschaffenheit sprengt. Sowohl die Annahme einer Präexistenz der Seele, die Plato vertritt, wie der von außen kommende Verstand des Aristoteles sind Versuche, diese Schwierigkeit zu lösen. Der direkten Berufung auf die erste absolute Ursache im christlichen Zeitalter liegen nicht so sehr religiöse Beweggründe als vielmehr philosophische Überlegungen zugrunde, die das erfordern.

Gehen wir jetzt einen Schritt weiter. Wenn die menschliche Seele kraft ihrer Geistigkeit in ihrem Ursprung von der ersten absoluten Ursache abhängt, so ist ihr Auftauchen, insofern es sich um eine menschliche Seele handelt, an den Ursprung des Leibes gebunden. Das heißt, wenn in bezug auf die ontologische Wirkursache der Bereich der Erschaffung durch Gott und der Zeugung durch den Menschen auch unterschieden werden müssen, so darf man doch in bezug auf die zeitliche Einordnung in den Erscheinungsbereich keinerlei Unterschied machen zwischen dem Ursprung des Menschen und seiner geistigen Seele, denn nur beide zusammen bestimmen das Auftreten ein und desselben Seins.

Das wiederum heißt: Der Augenblick der Erschaffung der Seele (wobei man selbstverständlich von einem Zeitmoment einzig auf seiten der Seele und nicht der schöpferischen Wirksamkeit Gottes, die außer aller Zeit ist, reden kann) fällt mit dem Augenblick der Beseelung, das heißt mit dem Auftreten des menschlichen Seins zusammen.

Die gleichen Kriterien, die uns den Beginn eines neuen menschlichen Lebens anzeigen, erlauben uns daher, auch das Vorhandensein einer geistigen Seele anzunehmen. Durchaus logisch kann man, diesem Gedankengang entsprechend, folgern: da im Augenblick der Befruchtung offensichtlich ein neues Leben beginnt, muß in diesem Augenblick auch die Beseelung

stattfinden und die geistige Seele ist mit allem, was das mit sich bringt, da.

Der Schluß scheint uns logisch zwingend. Nur deshalb ist man für diese Logik heute so wenig empfänglich, weil die Ansicht von der stufenweise erfolgenden Beseelung das philosophisch saubere Denken in diesem Punkt bei uns abgestumpft hat.

Wie kam es zur Auffassung der stufenweisen Beseelung?

Wie kam eigentlich diese ziemlich ausgefallene Ansicht, nach welcher der Mensch zuerst ein rein vegetatives Wesen hervorbringt, dem dann ein bloß sensitives folgt, das erst nach einem mehr oder weniger langen Zeitabstand wirklich ein Mensch wird, in das Denken der mittelalterlichen Philosophen?

An erster Stelle ist hier *Aristoteles* zu nennen: Die Gründe für seine befremdliche Ansicht lassen sich in seinen Werken leicht aufzeigen. Er stützt sich einerseits auf recht rudimentäre Beobachtungen, die man kurz etwa so zusammenfassen kann: «Zunächst scheinen alle diese (Lebe-)Wesen ein Pflanzendasein zu haben». Zu diesem «Tatsachenbericht» gesellt sich bei Aristoteles allsogleich eine theoretische Begründung. Kraft der zwischen Potenz und Akt notwendigen Entsprechung muß ein vollkommeneres Sein das Ergebnis einer stufenweisen Genese sein, in der durch aufeinander folgende Aktualisierungen Schritt für Schritt die Distanz zwischen der ursprünglichen Materie und dem letzten vollkommenen Akt überwunden wird. Wenn daher die ursprüngliche Materie bis zur menschlichen Form aufsteigen soll, erfordert das eine stufenweise Entwicklung über die vegetative und sensitive Seele.

Diese recht komplizierte Ansicht des Aristoteles konnte sich bei den Scholastikern des Mittelalters nur dank eines zweiten geschichtlichen Faktors allgemein durchsetzen, der für sie zu sprechen schien. Während die griechischen Kirchenväter ziemlich allgemein die unmittelbare Beseelung im Augenblick der Befruchtung annahmen, neigten die lateinischen Kirchenväter zur Annahme einer mittelbaren Beseelung. Sie mußten die traduzianistische Auffassung des Tertullian widerlegen, wonach die geistige Seele von den Eltern erzeugt und auf das Kind vererbt werden sollte. In der Annahme einer sukzessiven Beseelung schien jede Möglichkeit einer traduzianistischen Deutung der Entstehung des Menschen von vornherein ausgeschlossen.

Im Licht dieser geschichtlichen Belastungen versteht man besser, weshalb die Scholastiker des Mittelalters ziemlich allgemein eine sukzessive Beseelung annahmen. Verstehen, wie es zu dieser Annahme kam, und die gleiche Ansicht teilen, sind aber nicht dasselbe. Nicht nur die Gründe, die jene zu haben glaubten, beruhen auf irrigen Voraussetzungen oder sind nicht stichhaltig, die ganze Auffassung stützt sich, nach meiner Ansicht, auf eine unstatthafte Übertragung abstrakter Begriffe auf die konkrete Wirklichkeit. Das soll im Einzelnen noch aufgezeigt werden!

Die Widerlegung

▶ Zunächst: den Gründen, die zur Rechtfertigung einer sukzessiven Beseelung angeführt werden, mangelt jede Beweiskraft.

Die mangelhaften embryologischen Kenntnisse bei Aristoteles und im Mittelalter sind offenkundig. Wir machen diesen Umstand den genannten Autoren in keiner Weise zum Vorwurf, denn sie verfügten nicht über die Mittel, die uns zu Gebote stehen. Aber man gestatte uns, offensichtlich überholte Gesichtspunkte beiseite zu lassen und uns einzig auf sichere Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung in diesem Bereich zu stützen. Nun ist die Antwort der Biologen zu unserer Frage eindeutig: die Befruchtung ist der entscheidende Augenblick für den Beginn neuen menschlichen Eigenlebens.

▶ Zur theoretischen Begründung, die eine stufenweise Aktualisierung für notwendig hält, um die Disproportion zwischen Potenz und Akt zu überbrücken, ist zu sagen, daß in unserem praktischen Fall die Disproportion nur auf Grund einer abermals unzureichenden Kenntnis biologischer Tatsachen angenommen wurde. Tatsächlich weisen sowohl das Ei wie das Sperma eine wesentlich und spezifisch menschliche Struktur auf, so daß die der Seele dargebotene «Materie» an sich bereits für die menschliche Form «disponiert» ist, da sie wesentlich zur Ordnung des Menschlichen gehört.

▶ Die Grundlagen der sukzessiven Beseelung erweisen sich also als recht hinfällig. Das ist aber nicht alles. Die ganze Theorie scheint mir eine unzulässige Projektion eines abstrakten begrifflichen Schemas auf einen konkreten Vorgang zu sein, und zwar folgendermaßen:

Im konkreten Menschen lassen sich vegetative, sensitive, intellektuelle Aktivitäten unterscheiden und in diesem Sinn kann man von einem vegetativen, sensitiven und intellektuellen Leben sprechen. Solange man am Anfang des werdenden Lebens nur eine rein vegetative Aktivität feststellt, kann man diesen Befund auch so ausdrücken, daß man sagt: in diesem Zeitpunkt liegt einzig eine Betätigung des vegetativen Lebens vor. Darf ich daraus schließen, daß das in Frage stehende Wesen ein rein vegetatives ist? Damit würde ich einem analytisch abstrakten Schema eine konkrete Bedeutung beimessen. Die konkrete Art eines rein vegetativen Seins ist das Sein einer Pflanze. Wenn ich ein vegetatives nicht spezifiertes Leben annehme, das keine Pflanze, sondern etwas Unbestimmtes ist, dann verdingliche ich eine abstrakte Kategorie und schreibe ihr ein konkretes Dasein zu: wenn sich im befruchteten Ei tatsächlich nur Aktivitäten vegetativer Art vorfinden, so betätigt sich dieses vegetative Leben doch nicht nach Art einer Pflanze, sondern auf menschliche Weise, wie übrigens auch das befruchtete Ei selbst typisch menschlich ist.

Vielleicht wendet man ein: wenn das befruchtete Ei menschlich ist, dann doch nur in seiner somatischen, den Körper betreffenden Zusammensetzung. Aber dürfen wir ihm in diesem Anfangsstadium bereits ein menschlich geistiges und persönliches Gepräge zuschreiben? Wäre das nicht eine untragbare, durch nichts gerechtfertigte Überforderung?

Die Antwort lautet: Mit welchem Recht reißen wir das Leiblich-Menschliche und das Geistig-Menschliche auseinander? Wer hier das Ineinanderverschlungensein von Leib und Geist ablehnt, der vergißt, daß im Menschen der Geist mit dem Stoff vereint ist und seine Eigenarten annimmt. Die Eigenart des körperlichen Daseins verlangt aber ein unausgebildetes rudimentäres Anfangsstadium. Warum wollte man daran Anstoß nehmen, daß sich der Geist auch in diesem primitiven Stadium mit dem Stoff verbindet? Liegt das nicht ganz auf der Linie der menschlichen Beschaffenheit als fleischgewordener Geist? Die Unfähigkeit, einzig auf Grund des äußeren, von der menschlichen Gestalt noch sehr weit entfernten Anscheins in einem befruchteten Ei die Dimension des Menschlichen, des Geistigen und somit auch des Persönlichen anzunehmen, scheint mir einen Mangel an geistiger Denkkraft zu beweisen. Es geht hier doch gar nicht um den Anschein und die Gestalt, sondern um das Wesen und um die Natur des Seienden, das sich in der Befruchtung zu bilden beginnt und in einem langen Prozeß der Selbstdifferenzierung entfaltet.

Wenn wir die Sache in dieser Sicht anschauen, werden wir ohne Schwierigkeit auch in der Zellvermehrung den heranwachsenden Menschen sehen. Mit Entrüstung werden wir alle Experimente ablehnen, die hier nur lebende Materie voraussetzen, über die man nach Belieben verfügen kann, wo doch ein menschliches Schicksal auf dem Spiel steht.

Prof. Norbert Luyten (Freiburg)

Afrikanische Reminiszenzen

Als ich am Passionssonntag mein Almosen gegen «Hunger und Krankheit in der Welt» der Kirche übergab und an die zwei Milliarden Menschen dachte, für die diese Tropfen auf den heißen Stein bestimmt sind, da schoß mir plötzlich ein Gedanke durch den Kopf: würden wir heute ebenso eifrig sammeln und in Predigten, offiziellen Reden und unzähligen Artikeln dieser unglücklichen Ebenbilder Gottes so nachdrücklich gedenken, würden die Regierungen der entwickelten Völker der industriellen Welt ebenso ernst und konstruktiv den unterentwickelten Brüdervölkern helfen, wenn es keinen, als Weltmacht nicht mehr zu leugnenden, Kommunismus gäbe? Waren nicht vor den beiden Weltkriegen auch schon verhältnismäßig ebenso viele hungernde und kranke Menschen und unterentwickelte Völker? Ich kann mich aber nicht erinnern, daß man ihrer auch nur von ferne so tatkräftig gedacht hätte wie heute. Wohl aber erinnere ich mich, daß Neger oder Indianer auf Rummelplätzen als schaurige «Wilde» gezeigt wurden, die sonst zu meiden waren, oder daß ich als Junge von fremden Rassen bis zu Tränen durch «Onkel Tom's Hütte» oder durch die Erzählungen von Multatuli gerührt wurde und daß ich nach dem Ersten Weltkrieg ganz erstaunt war, als ich jeden Morgen im Park Monceau in Paris einen graumelierten Herrn in einem tadellosen schwarzen Gehrock, die Hände auf dem Rücken, nachdenklich spazieren gehen sah; einen Herrn, den man mit Professor anredete und der ein – Neger war.

Welch ein Unterschied zwischen damals und heute! Dabei wage ich nicht zu sagen, daß wir in der Zwischenzeit «christlicher» geworden sind, das heißt, daß die Nächstenliebe heute reichlicher betätigt wird als damals. Beinahe wäre man geneigt, in der heutigen Zeit die Wärme zu missen, die der Liebe eigen ist und die wir damals noch empfanden, als der Mensch noch dem Menschen näher stand denn heute, wo sich Hunderte von Organisationen, Komitees, staatliche Kassen usw. zwischen sie schieben.

Aber wie dem auch sei: wieder einmal zeigten die Ereignisse, wie sehr wir Menschen und unser Tun ewigen Gesetzen unterworfen sind, die uns selbst gegen unseren Willen und trotz der uns fehlenden Bereitschaft zur Sühne und Wiedergutmachung zwingen. Durch die jedem göttlichen Gesetz widersprechenden Weltkriege wurde die Herrschaft der sogenannten christlichen, kriegführenden Nationen, deren äußerer technisch-materieller Überlegenheit auch nicht entfernt eine innere Überlegenheit des Herzens entsprach, so erschüttert, daß die unterentwickelten Völker sich weigerten, sich weiterhin von ihnen beherrschen zu lassen. Durch dieselben Weltkriege wurde ferner der in Studierstuben und Bibliotheken geborene Kommunismus geistig, technisch und militärisch zu einer Weltmacht, die mit einer unheimlichen Zielsicherheit sich siegesgewiß anschickt, eine Weltrevolution von größtem Ausmaß zu Ende zu führen. So wurden die christlich getauften Nationen in eine Verteidigungsstellung gedrängt, die sie zwingt, sich ihrer Fundamente zu erinnern. In der Lage, in der wir uns heute befinden, ist mit Worten und Gesten nichts mehr getan. Es muß bezeugt werden, daß wir Christen sind und aus christlichem Geist und christlicher Nächstenliebe handeln. Wodurch sollten sonst die Hungernden und die Kranken wie die unterentwickelten Völker den Unterschied zwischen christlichem und kommunistischem Geist erkennen?

Das Bewußtsein für Menschenwürde

«Der afrikanische Neger ist in seiner Farbe gleich der elementaren Nacht. Er sieht nicht, aber er fühlt den andern, weil in der Nacht alle Elemente lebendig sind. Er lebt in Symbiose ... Die Zivilisation des Universums wird wie ein Orchester sein. Wir haben nichts dagegen, daß Europa sein Dirigent sei. Wir Neger werden uns zufrieden geben, die Schlagwerkzeuge zu handhaben. Den Fuß auf dem Boden, bei dessen Berührung wir Kraft gewinnen, wird es uns genügen, gebieterisch den Rhythmus des Grundtons anzugeben.»

So sieht einer der feinsten, durchgebildetsten Köpfe Schwarz-Afrikas die europäisch-afrikanische Zusammenarbeit: der Dichter und Präsident Senegals, *Leopold Senghor*.

Warum kommen solche Stimmen fast ausschließlich aus den heutigen unabhängigen Republiken des früheren französischen Kolonialgebietes? Liegt es daran, daß «dieses wundervolle Volk Frankreichs immer zur rechten Zeit seine Revolution macht», wie Senghor vor Jahren in einer Konferenz sagte? Oder liegt es daran, daß Frankreich immer bestrebt war, vor allem die Menschenwürde nicht zu verletzen, die selbst die meisten Paternalisten unter den großen Kolonisten unangetastet ließen? Sicher ist, daß von keiner anderen Kolonialmacht (England insofern ausgenommen, als es der natürlichen, seit Jahrhunderten bestehenden geistigen Elite des Kolonialvolkes jede Möglichkeit bot, sich auf die moderne Zeit vorzubilden) so konsequent eine Elite herausgebildet wurde, wie von Frankreich. Dies ist auch der Grund, warum trotz aller mehr oder weniger großen Entzweiungen, Entfremdungen und Kämpfen das innere Band zwischen der Kolonialmacht und den kolonisierten Völkern nie abriß, so daß sich mit den entstehenden wirtschaftlichen Verflechtungen eine neue, sich ganz natürlich ergebende Assoziation ergab und alle staatlichen strukturellen Veränderungen ohne Blutvergießen durchgeführt werden konnten. Daß zu diesem Gelingen auch der christliche Teil der Völker Wesentliches beitrug, ist umso mehr zu unterstreichen, als manche Führer und heutige Minister der selbständig gewordenen Staaten überzeugte Christen sind, wobei vielleicht ihre französischen Frauen nicht ungenannt bleiben dürfen.

Das Gefühl für Geschichte

Etwas anderes kommt hinzu. Eine der wichtigsten Persönlichkeiten der provisorischen Regierung Algeriens, der Ministerpräsident *Ferhat Abbas*, sagte noch letzte Woche in einem Interview im «Avanti»:

«General de Gaulle ist ein Mann, der eine außerordentliche Kapazität hat, Geschichte zu erfühlen. Wenn er als Patriot, der er ist, unserem Patriotismus gleichfalls Rechnung trägt, ist es nicht unmöglich, daß wir uns verständigen können.»

Dies im siebenten Jahr eines der unbarmherzigsten Kriege! Das Gefühl für Geschichte und damit für geschichtliche Entwicklungen ist dem stark traditionsgebundenen Frankreich in besonderem Maße eigen, wenn auch heute General de Gaulle dessen klarster Ausdruck ist. Dieses Gefühl für Geschichte entspringt derselben Quelle, die dem französischen Volk den Ehrentitel des humansten Volkes eingetragen hat, der letzten Endes die säkularisierte Form seines anderen Ehrentitels ist, dem der «ältesten Tochter der Kirche». Das Christentum und seine Kirche hat in diesem Volk in all den Jahrhunderten zu tiefe Furchen gepflügt, als daß nicht jede Saat – die laizistische, ja selbst die kommunistische – durch diesen gesegneten Boden entscheidend genährt worden wäre. Das rein-menschliche in diesem Volk wurde dadurch in irgendeiner Form gesegnet; selbst in der großen Revolution war es, trotz aller Abirrungen auflodernder Leidenschaften, der treibende Motor. Ganz besonders aber in seiner kolonisierenden Arbeit.

Ein Beispiel: Als er zum Schutzherrn eines moralisch und wirtschaftlich völlig zerrütteten Marokko ernannt wurde, was unternimmt da Marschall Lyautey zuerst? Er stärkt vor allem die Macht, die unter allen Umständen diejenige werden mußte, die der Schutzmacht am gefährlichsten war: die religiöse Macht des Islams und damit den Sultan. Damit dieser wieder seine moralische und politische Macht ausüben konnte, ersetzte er den demoralisierten Sultan, der von seinem Volk keine Achtung mehr verlangen konnte, durch eine moralisch und religiös einwandfreie Persönlichkeit, um dann Marokko in einer noch nie gesehenen Großzügigkeit aufzubauen.

Keine noch so großen Fehler und Mißgriffe, kein noch so unpsychologisches Vorgehen der nach dem Weltkrieg folgenden IV. Republik, keine Thronentsetzung, Verhaftung und Wiedereinsetzung des Sultans konnte die Bande zerreißen, die Marokko auch nach seiner erhaltenen Unabhängigkeit mit dem generösen, gerechten, menschlichen Frankreich innerlich vereint hatten. So nahm es auch nicht wunder, daß König Mohammed V., vor der Befreiung stehend, zuerst einen *François Mauriac* zu sich kommen ließ, der unentwegt und unverschleiert in seinen «Bloc-Notes» mit aller Schärfe seiner Sprache für ihn eingetreten war, wofür der König ihm jetzt ehrenderweise dankte. Desgleichen *Georges Montaron*, den Chefredaktor des «Témoignage Chrétien», wie den Chefredaktor der «La Croix», denen er sagte: «Ihr Sinn für den Menschen, Ihre Forderung der Gerechtigkeit, Ihr absoluter Respekt vor dem gegebenen Wort haben Ihnen eine Führungslinie diktiert, die alle Gläubigen des Islams bewundert haben» ... «Das ‚Témoignage Chrétien' war für mich eines der Elemente des Vertrauens in Frankreich, das mir erlaubt hat, meine Prüfung zu ertragen, weil es Gläubige wie ich waren, die eine Freundschaft zwischen unseren beiden Völkern verteidigten.» Nimmt es angesichts solcher Tatsachen wunder, daß auch sein Sohn, der jetzige König *Hassan II.*, dieses Frankreich verteidigt, daß er mit *Bourghiba*, dem Präsidenten von Tunesien, der auch der Gefangene der IV. Republik war, alles Erdenkliche versucht, um die Möglichkeiten eines Friedens zwischen Frankreich und Algerien herzustellen? Ja, daß selbst die Führer Algeriens nach siebenjährigem Krieg dieses humane Frankreich, dem Algerien trotz allem, was geschehen ist, so unendlich viel verdankt, nicht vergessen können und wollen?

Die psychologischen Faktoren

Es ist merkwürdig, daß in einer Zeit, wo so unendlich viel von der psychologischen Durchdringung der Probleme abhängt, gerade die psychologischen Faktoren so wenig bei der Beurteilung gegebener oder neu sich bildender Situationen berücksichtigt werden.

Da frägt man sich zum Beispiel beinahe schadenfroh: «Wo ist denn jetzt die berühmte französische Communauté? Hat man endlich eingesehen, daß Frankreich, ja alle Weißen, in Afrika nichts mehr zu melden haben? Worauf der Premierminister der Republik Senegal, *Mamadou Dia*, letzte Woche noch sagte:

«Die Tatsache, in der Communauté zu sein oder nicht zu sein, ist heute ein vergangener Streit um Worte. Die Zusammenarbeit zwischen den Staaten und der Geist der Zusammenarbeit sind stärker als die Frage, ob man mit dem Begriff der Communauté einverstanden ist oder nicht.»

Der augenblickliche Präsident der schwarzen Staaten der Entente (Haute-Volta – Senegal – Elfenbeinküste – Dahomey), der zugleich Präsident der Haute-Volta-Republik ist, sagte: «Wir sind zu einer völligen Übereinstimmung mit der französischen Regierung über die künftige Zusammenarbeit mit Frankreich gekommen.»

Ein für das ganze neue Afrika sehr wichtiger Mann, *Gabriel d'Arboussier*, Justizminister der Republik Senegal, sieht die Entwicklung von einer wirtschaftlichen Seite an. Er führte unter anderem auf der Tagung einer Gruppe der Weltföderation der miteinander verbundenen Städte aus:

«Die wirtschaftliche Organisation unserer Tage, ganz besonders die der industriellen Gesellschaft, hat nicht mehr dieselbe klare kapitalistische oder sozialistische Form wie noch vor 40 Jahren. Sie ist zugleich kapitalistisch und sozialistisch und gibt somit den Nationalökonomen recht, die, sowohl im Westen wie im Osten, diese Tendenz zur Unifizierung vorausahnten und die neue These der verallgemeinerten Wirtschaft unterstützten, wie die Arbeiten eines Rostow in Amerika, eines Oskar Lange in Polen und eines François Perroux in Frankreich bezeugen.»

Darum will d'Arboussier in Afrika einen Verbindungsstrich zwischen den beiden Welten und nicht einen Spieleinsatz sehen. «Aber», fuhr er fort, «letzten Endes ist es das Herz jedes Menschen unserer Kontinente, das die uneinnehmbare Bastion der Freiheit und der Brüderlichkeit unserer Völker sein wird.»

In Paranthese sei gesagt, daß gerade dieser Mann den Städtevertretern empfahl, durch ihre Publikationsorgane eine ganz einfache Idee in die Köpfe der Menschen zu pflanzen, die für die unterentwickelten Völker viel mehr wert sei, als alle materielle und finanzielle Hilfe, die diese Völker erhalten – nämlich die Idee, daß es absolut notwendig sei, den Weltkurs der Rohstoffpreise zu stabilisieren. Selbst alle Hilfe würde oft durch die Kursstürze der Rohstoffpreise, über den Wert der Hilfe hinaus, zunichte gemacht.

Die Aufgabe der Christen

Soweit man heute von einem sich politisch bewußt werdenden Afrika sprechen kann ist es zweifellos, daß dieses zwischen den beiden Blöcken neutral bleiben möchte. Die Gedanken von Gabriel d'Arboussier und auch anderer afrikanischer Führer zeigen ferner, daß sie die Tendenz zur Unifizierung der Wirtschaftssysteme weitgehend für richtig halten. Aber je ähnlicher sich die Wirtschaften der beiden Blöcke werden, um so schwieriger wird es für den gewöhnlichen Sterblichen sein, den politischen Willen, der hinter dieser Wirtschaft liegt, zu unterscheiden. Wiederum stehen wir also vor dem Träger dieses Willens: dem Menschen. Objektiv muß festgestellt werden, daß der östliche und zum Teil asiatische Mensch sich eins fühlt mit der seinem politischen Willen gegebenen Doktrin: der kommunistischen. Gewiß: auch diese Doktrin hat sich schon gewandelt (Stalin-Chruschtschew – China-Tito – teilweise Gomulka) und sie wird sich weiter wandeln. Aber in ihrem innersten Kern – dem materialistisch-atheistischen, nur auf das Diesseits gerichteten – wird sie sich nicht wandeln. Gerade dadurch bleibt diese Doktrin ein starker Magnet für alle Völker, deren religiöser Kern entweder primitiv oder schwach ist, oder die durch jahrhundertelange Knechtung, sei es durch ihre eigene Oberschicht, sei es durch fremde Herren, jeder geistig-religiösen Macht apathisch gegenüberstehen und nur eines wünschen: koste es was es wolle, aus ihrem Elend herauszukommen. Steht hinter der westlichen Wirtschaft eine ebenso einheitliche Doktrin, die dem Willensimpuls der hinter ihr stehenden Menschen in überzeugender Weise eine andere Richtung gibt, so daß fast jedem Menschen der Unterschied zwischen derjenigen des Ostens ersichtlich und erstrebenswert erscheint? Wir weisen auf die christliche Zivilisation und ihre unzweifelhaften Großtaten hin. Pater Daniélou S.J. sagt uns indes:

«Es wird uns unbarmherzig deutlich, daß bislang nur die westliche Welt evangelisiert worden ist. Natürlich leben Christen allerorts. Das Christentum herrscht jedoch nur im Einflußbereich des Abendlandes. Dank der Kolonisierung hat es sich zwar ausgebreitet. Aber gerade durch diese Verbindung mit dem Kolonialismus wird es in die Krise hineingezogen, welche diesen befallen hat. Im Augenblick, wo sich die Kolonialvölker vom Westen lossagen, bemerken wir, daß das Christentum in ihrer Kultur nicht Wurzel schlug».

Er fordert daher, daß «das Christentum sich nach dem nationalen Leben integrieren muß». Es darf nicht nach Importware schmecken; es darf sich nicht ausländischer Formen bedienen ... Versäumen es dagegen die «Christen Afrikas, sich verantwortungsvoll für die Interessen ihres Landes einzusetzen, so ist es ganz unvermeidlich, daß sich die mit Sicherheit eintretende Befreiung dieser Länder in feindseliger Haltung zur Kirche vollziehen wird».

Vor welch ungeheuer schwerer Aufgabe steht doch heute die Christenheit! Sie besteht letzten Endes darin, dem nichtchristlichen Menschen in jeder Bewegung, in jeder Haltung, in jeder Hilfe, ja ich möchte sagen durch die Lieferung jeder Maschine den Unterschied zwischen dem getauften und dem ungetauften Menschen zu zeigen und zu beweisen. Naiv – kindlich? Man beobachte einmal Repräsentanten der alten Kulturvölker: die würdevolle Haltung des Inders, seinen nach innen gekehrten Blick; die gewinnend lächelnde des unkorrumpierten Chinesen und sein Gefühl für eine formvollendete Gastfreundschaft; die oft rührend menschliche des ungereizten und seiner Menschenwürde sicheren Negers. Tausende von Jahren Kultur haben sie

geformt und finden in ihnen ihren Ausdruck. Liegt unsere christliche Kultur so eindrucksvoll in der Haltung derjenigen, die sich zu ihr bekennen? Haben sie neben dem gewiß berechtigten Stolz auf ihre Leistungen nicht zu sehr den gewaltigsten, heroischsten Zug des Christen in den Hintergrund treten lassen – die Demut? «Nicht wie ich will, o Herr ...» Hat dieses «ich» und sein kämpferisches Hervortreten nicht die vom Christentum geforderte tiefere Sozialordnung über Gebühr erschwert? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß wer die Demut nicht hat, auch kein Empfinden für das, was er dem andern schuldig ist, haben kann und daß, wem dies mangelt, es so gehen wird wie jenen Juden, denen Jesus sagte: «Ihr werdet mich suchen, aber nicht finden.» *H. Schwann*

Qumran

In den letzten Jahren ist in der Tagespresse kaum mehr die Rede gewesen von den Entdeckungen am Toten Meer. So konnte der Laie zur Ansicht kommen, die sensationellen Meldungen der Tagespresse hätten sich als Bluff erwiesen. Das ist aber nicht der Fall. Die Bedeutung der Texte vom Toten Meer für die Erforschung des Neuen Testamentes kann man schon daraus ersehen, daß jede ernsthafte biblische Veröffentlichung der letzten Jahre immer Vergleiche aus den Texten vom Toten Meer anführt. Wo das nicht geschieht, wird es von der Kritik dem Autor als wesentlicher Mangel angekreidet.

Für den Laien war es allerdings schwierig, Einblick in die Texte von Qumran zu nehmen. Die deutschen Übersetzungen sind meistens nur in Fachzeitschriften erschienen. In Buchform sind zum Beispiel die Hymnen von Qumran herausgekommen. *Georg Molin* hat sie unter dem Titel «*Lob Gottes aus der Wüste*»[1] herausgegeben. Molin hat der Übersetzung eine Einleitung vorausgeschickt, in der er die Publikation der Hymnen mit folgenden Worten begründet: «... weil sie von all den gefundenen Texten am wenigsten Fachwissen zu ihrem Verständnis erfordern und am stärksten unmittelbar menschlich ansprechen, zugleich aber einen tiefen Blick in die Frömmigkeit und theologische Gedankenwelt ihrer Verfasser tun lassen». Eine sachlichere Empfehlung und Beratung als der Verfasser sie mit diesen Worten gibt, läßt sich gar nicht denken. Deshalb brauchen wir ihr gar nichts hinzuzufügen.

Wer aber etwas tiefer in die Bibel eindringen will, kann sich nicht mit der Lektüre der Hymnen begnügen. Bewußt sprechen wir von einem Eindringen in die Bibel und nicht etwa bloß von einer besseren Kenntnis der Texte von Qumran. Denn die Bibel, auch das Neue Testament, ist nicht fixfertig vom Himmel gefallen. Sie hat eine Geschichte. Sie ist in einem bestimmten religiösen und kulturellen Milieu entstanden. Ohne Kenntnis dieses Milieus ist es heute nicht mehr möglich, die Bibel korrekt zu interpretieren. Eine Komponente des Milieus, in dem Jesus gelebt hat, ist die Bundesgemeinde von Qumran. Wenn wir ihr Gedankengut kennen, können wir uns ein Urteil bilden über die Eigenart der Worte des Neuen Testaments: worin sind sie neu, worin entsprechen sie der jüdischen Tradition, worin treten sie in Gegensatz zu Qumran?

Für die Beschäftigung mit diesen Fragen wird uns nun ein wertvolles Hilfsmittel an die Hand gegeben: «*Die Texte vom Toten Meer*», übersetzt von *Dr. Johann Maier*,[2] Assistent an der Evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Wien. Es ist eine Übersetzung der Texte, die in der ersten und vierten Höhle gefunden wurden, also aller wichtigen bisher im Original veröffentlichten Texte.

Wodurch nun diese Ausgabe zu einem unersetzlichen Hilfsmittel wird, ist der zweite Band mit den Anmerkungen. Dieser Band enthält auf neun Seiten ein Stellenregister zu den Schriften der Bibel und zu den Apokryphen, wobei wir den katholischen Leser darauf hinweisen möchten, daß der Autor nach protestantischem Sprachgebrauch unsere deuterokanonischen Bücher Apokryphe und unsere Apokryphen Pseudepigraphen nennt. Auf Grund dieses Registers sieht man auf den ersten Blick, ob eine Bibelstelle irgendwelche Vergleichspunkte zu den Schriften vom Toten Meer enthält. Nachdem A. Dupont-Sommer so weitreichende Schlußfolgerungen aus der Stellung des Lehrers der Gerechtigkeit in der Gemeinde von Qumran gezogen hat, wird dem Leser die Möglichkeit geboten, sich ein objektives Urteil über jene Behauptungen zu bilden, indem er zum Beispiel die fünf Verweise zu Matthäus 16, 18 nachschlägt: «Und ich sage dir, du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen».

Allerdings scheint uns, daß die buchtechnische Sorge um Raumersparnis allzugroß war. Denn man würde doch wünschen, daß nicht nur die Seitenzahl des Anmerkungsteils angegeben würde, sondern auch der Titel der Schrift von Qumran, bei der sich die Parallele findet. Beim Verweis auf den ersten Band wird hingegen nur die Schrift vom Toten Meer genannt, nicht aber die Seitenzahl. Hiedurch wird dem Leser das Nachschlagen unnötig mühsam gemacht.

Ebenso wertvoll wie das Stellenregister zur Bibel ist das Sachregister. Hier findet man Stichworte wie Armutsideal, Auferstehung, Endzeitverzögerung, Geist Gottes, Gnade, Gütergemeinschaft usw. Allerdings sind auch hier die Verweise so knapp gehalten, daß das Auffinden der angezeigten Stelle sehr mühsam ist.

Um dem Leser eine Vorstellung davon zu geben, wie interessant die Arbeit anhand des Stellenregisters ist, haben wir den Verweis beim Stichwort Ehescheidung nachgeschlagen. Bekanntlich ist ja die Interpretation von Matthäus 19, 9 mit der sogenannten Unzuchts-Klausel unter den Exegeten sehr umstritten. So ist man begierig zu wissen, wie sich die Gemeinde von Qumran zur Ehescheidung gestellt hat. Der Autor verweist auf die Damaskusschrift 4,21, wo man liest:

«Die ‚Mauerbauer', die dem ‚Zaw' nachfolgten, der ‚Zaw', das ist der Prediger, der da sprach: ‚sie sollen ja predigen'. Sie wurden durch zweierlei in der Unzucht gefangen: zwei Weiber zu nehmen zu ihren Lebzeiten; aber die Grundlage der Schöpfung ist: ‚Als ein Mann und ein Weib hat Er sie geschaffen', und die in der Arche waren: je zu zweit kamen sie in die Arche. Und über den Fürsten steht geschrieben: ‚Er soll sich nicht viele Weiber nehmen'».

Vergleicht man diese Übersetzung von Maier mit der französischen Übersetzung von *Dupont-Sommer*,[3] so wird man die Klarheit, Verständlichkeit und Eleganz der französischen Übersetzung bewundern. Die «Mauerbauer» scheint uns keine sehr glückliche Wortbildung zu sein. Die französische Übersetzung sagt «les bâtisseurs du mur», während Th. H. Gaster im Englischen schreibt: «Builders of a rickety wall», wobei die deutende Übersetzung «unsolide Mauer» sicher dem Sinn von Ezechiel 13,10 entspricht, eine Bibelstelle, auf die alle Übersetzungen verweisen. Zum rein hebräischen Terminus «Zaw» bietet Maier als einzige Erklärung den Verweis auf Hosea 5,11 und Jesaja 28,10.13. Eine genauere Erklärung findet man auch im Anmerkungsteil nicht. Erst die Anmerkung bei Dupont-Sommer läßt einen verstehen, was gemeint ist. Zaw ist eine Onomatopie, also eine Wortschöpfung, die durch ihren Laut etwas zum Ausdruck bringen will. In unserem Fall ist es eine ironische Beschreibung des Geschwätzes eines Propheten. Maier wird uns entgegenhalten, daß ja im Text der Damaskusschrift selbst die Erklärung gegeben werde, wenn es heißt: «Der Zaw, das ist der Prediger, der da sprach: ‚sie sollen ja predigen'». Entspricht diese Übersetzung aber dem Sinn der Stelle? Sehen wir, wie Dupont-Sommer dieselbe Stelle übersetzt: «Der Zaw, das ist ein Wahrsager, von dem Er gesagt hat: sie tun nichts anderes als wahrsagen». Auch in der englischen Übersetzung von Gaster kommt zum Ausdruck, daß es sich nicht einfach um einen Prediger handelt, wie Maier übersetzt, sondern um einen Schwätzer. Deshalb ist es auch nicht «der Prediger, der da sprach», wie Maier übersetzt, sondern der Schwätzer oder Wahrsager, von dem gesagt wird, oder von dem Gott gesagt hat.

Selbstverständlich ist hier nicht der Ort, auf eine Auseinandersetzung über den Urtext einzugehen. Immerhin ist die Damaskusschrift jene Schrift, von der es am meisten Übersetzungen gibt. So lag Maier sicher die Übersetzung von Dupont-Sommer vor, wie aus der Anmerkung zu dieser Stelle der Damaskusschrift hervorgeht. Außerdem werden im Literaturverzeichnis auch die Übersetzungen von G. Vermès und Th. H. Gaster aufgeführt. Deshalb ist man etwas überrascht, daß Dr. Maier sich angesichts der verständlichen Übersetzungen mit seiner eher unverständlichen Übersetzung zufrieden gegeben hat.

Sind wir von der zitierten Übersetzung nicht befriedigt, so entschädigt uns die Anmerkung zur zitierten Stelle im zweiten Band, da sie die ungeheure Belesenheit des Autors bezeugt. Für den Exegeten ist sie eine äußerst wertvolle Bibliographie, da sie 16 Autoren anführt, die sich zur Deutung die-

[1] Verlag Karl Alber, Freiburg/München, 1957. 67 Seiten. DM 6.20.

[2] Verlag Ernst Reinhardt, München/Basel, 1960. Band I 190 Seiten, Band II 232 Seiten. Beide Bände zusammen Fr. 26.–.

[3] Les écrits Esséniens découverts près de la Mer Morte. Edition Payot, Paris, 1959. 446 Seiten.

[4] Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen, 1957. Band I: Das Spätjudentum, 161 Seiten, Band II: Die Synoptiker, 152 Seiten. In der Reihe: Beiträge zur historischen Theologie.

ser Stelle über die Ehegesetzgebung geäußert haben. Allerdings hätte man erwartet, daß auch *Herbert Braun: «Spätjüdisch-häretischer und frühchristlicher Radikalismus»*[4] erwähnt wird, eine Studie, die schon 1957 herausgekommen ist. Denn Braun hat in zwei längeren Anmerkungen das Verbot der Polygamie in den Schriften von Qumran, um das es in der zitierten Stelle aus der Damaskusschrift doch geht, behandelt (I 92 A.4; I 131 A.8). Im zweiten Band widmet Braun der Ehegesetzgebung in Qumran lange Ausführungen, wo man unter anderem auf Seite 90 liest: «Die Sekte äußert sich zu der Frage der Ehescheidung überhaupt nicht».

Von der beigezogenen, mißglückten Einzelstelle aus auf das Ganze zu schließen, wäre ungerecht. Deshalb wollen wir es nicht unterlassen, dem beizupflichten, was die Verlagsempfehlung schreibt, daß dem Übersetzer die dichterische Übertragung der Hymnen vorzüglich gelungen ist. Aufs Ganze gesehen, liest sich auch die Übersetzung der Prosastücke flüssig. Deshalb stehen wir durchaus zu dem eingangs geäußerten Urteil: die beiden Bände von Dr. Maier sind ein Arbeitsinstrument, das man nicht mehr missen möchte.

Das Vorwort zu der eben besprochenen Textausgabe von Johann Maier hat *Kurt Schubert* geschrieben, von dem im selben Verlag die Schrift *«Die Gemeinde vom Toten Meer»*[5] herausgekommen ist. Es handelt sich um die Herausgabe von Vorträgen, die der Verfasser an der Universität Wien für Hörer aller Fakultäten gehalten hat. Die Vorträge waren ein solcher Erfolg, daß die Hörer wünschten, sie in Buchform zu besitzen.

Wie vertraut K. Schubert mit der Qumran-Forschung ist und wie sehr er sich um eine textgerechte Interpretation bemüht, ersieht man unter anderem daraus, daß er den Mut hatte, Ergebnisse der eigenen Forschung zu revidieren. So vertritt er in der vorliegenden Schrift die Ansicht, daß man in Qumran zwei Messiasse erwartete, während er in einem Artikel aus dem Jahre 1952 die Erwartung eines einzigen Messias verfocht, da er den diesbezüglichen Plural auf einen Schreibfehler des Kopisten zurückgeführt hatte.

Die Publikation weist die Vorzüge und Nachteile der literarischen Gattung des Vortrags auf. Zu den Nachteilen rechnen wir, daß in einem Vortrag ein Problem angeschnitten wird, dem eine auf die Zeitknappheit der Vortragsdauer ausgerichtete vorläufige Lösung gegeben wird, die dann erst in einem späteren Vortrag ergänzt wird. So erklärt der Autor die Diskrepanz zwischen den Nachrichten über die Essener, die wir bei Josephus und Philo finden, und den Nachrichten, die die Texte vom Toten Meer enthalten, auf Seite 41 mit der apologetischen Tendenz der beiden jüdischen Schriftsteller und dem zeitlichen Abstand, der zwischen ihnen und den meisten Texten von Qumran bestehe. Der dritte, entscheidende Grund für diese Diskrepanz, die Entwicklungsgeschichte des Essenismus, wird aber erst auf Seite 73 erwähnt. Die Sekte von Qumran hat im Verlauf ihrer 200-jährigen Geschichte verschiedene Stadien durchlaufen, sodaß sich die Frage stellt, ob die jüdischen Schriftsteller Josephus und Philo nicht einfach eines dieser Stadien beschrieben haben. Dieser Frage kommt doch ziemliche Bedeutung zu, da Luc Estang im «Figaro Littéraire» vom 30. Mai 1958 schreibt, daß das Buch von H. E. Del Medico: «L'énigme des manuscrits de la Mer Morte», herausgekommen im Mai 1957, selbst intelligente Laien stark beeindruckt habe. Die These von Del Medico besteht darin, daß die Essener überhaupt nie existiert haben, was er unter anderem mit der Unglaubwürdigkeit der antiken Nachrichten, des Josephus, Philo und Plinius des Älteren, über die Essener begründet.

Der Vorteil der Darstellung von Schubert liegt in der Klarheit und Einfachheit, da sie alle Subtilitäten, die nur Fachleute interessieren, beiseite läßt und auf alle Diskussionen mit anderen Forschern verzichtet, so daß der Leser ohne viel Mühe in die für ihn zum Teil doch recht fremden Probleme eingeführt wird. Übrigens ist das Buch von Schubert im deutschen Sprachraum durchaus positiv und lobend besprochen worden.

Ebenfalls aus Vorträgen für Theologen und Nichttheologen und aus Vorlesungen an der Universität Tübingen ist die Schrift *«Die Gemeinde von Qumran und die Kirche des Neuen Testaments»* von *Karl Hermann Schelkle* herausgewachsen.[6] Sie ist in der sehr empfehlenswerten Reihe «Die Welt der Bibel-Kleinkommentare zur Heiligen Schrift» herausgekommen. Die Besonderheit der Arbeit von Schelkle kommt im Titel zum Ausdruck, der verheißt, daß es um eine Gegenüberstellung der Gemeinde von Qumran und der Kirche des Neuen Testaments geht. Das ersieht man schon aus einigen Überschriften der zwölf Kapitel des Büchleins, etwa: Johannes der Täufer, Paulus, Johannes. Schelkle ist in seinen Aussagen sehr zurückhaltend, insofern er allzu kühne Behauptungen über Verwandtschaft und Abhängigkeit der Kirche von der Gemeinde von Qumran auf das richtige Maß zurückschraubt und von Vermutungen spricht, wo beim gegenwärtigen Stand der Forschung Sicherheit nicht erreicht ist. Trotzdem verfällt er nicht in jene negative Apologetik, die bei Geoffrey Graystone «The Dead Sea Scrolls and the Originality of Christ» etwas unangenehm berührt, da Graystone immer Angst hat, das Zugeständnis von Berührungspunkten könnte die Originalität des Christentums gefährden.

Das zusammenfassende Urteil von Schelkle über das Verhältnis von Kirche und Qumran ist nicht nur plastisch und leicht faßlich, sondern auch richtig: «Qumran und Neues Testament stehen nicht im Verhältnis von Mutter und Tochter, es sind zwei Schwestern einer Mutter oder noch richtiger, Verwandte aus gleicher Familie, die sich aber sehr verschieden entwickelt haben». Die Schrift von Schelkle möchte man jedem Priester und Laien empfehlen, da sie in der Beschränkung auf wesentliche Gesichtspunkte einerseits sachlich über die bisherige Forschung informiert und andererseits in kluger Weise dazu Stellung nimmt.

Ein Meisterwerk an Präzision, Klarheit und Kürze sind die Seiten, die der Spezialist *J. Carmignac* in dem bereits berühmten Gemeinschaftswerk französischer Exegeten: *«Introduction à la Bible. II Nouveau Testament»*[7] geschrieben hat. Im Kapitel «Religiöse und politische Parteien im Judaismus» behandelt Carmignac das Problem von Qumran. Darin weist der Autor hin auf die Ähnlichkeit der Entwicklung zum Zölibat, die man in der Bewegung von Qumran und in der Kirche feststellt. Mit Recht wird auch erwähnt, daß die Gemeinde von Qumran sich mit diesem oder jenem religiösen Orden unserer Zeit vergleichen läßt. Ein Überblick über die Geschichte der Gemeinde von Qumran, so wie sie sich bis heute rekonstruieren läßt, schließt diesen Abschnitt.

Unter der Überschrift «Literatur des Judaismus» behandelt Carmignac die Texte von Qumran. Zusammenfassend charakterisiert er die Theologie der Schriften von Qumran als biblische Theologie. Die Kommentare zu Habakuk, Jesaja, Micha, Nahum, Sephanja beruhen auf einer Methode der Interpretation, die man auch im Neuen Testament wiederfindet.

Eine Schrift, die schon vor den Entdeckungen am Toten Meer bekannt war, von der man nun aber auch Fragmente in Qumran gefunden hat, ist das Buch der Jubiläen. In den letzten Jahren ist diese Schrift auch für Laien ein Begriff geworden. Denn die Frage nach dem Tag, an dem Jesus das letzte Mahl mit seinen Jüngern gehalten hat, ist von Fräulein Jaubert auf Grund des Kalenders des Buches der Jubiläen aufgeworfen worden.

Wir haben dieses Problem bereits ausführlich in unserem Artikel «Jesu letztes Mahl im Lichte von Qumran»[8] behandelt. So können wir uns damit begnügen, auf eine Neuerscheinung hinzuweisen, die die Richtigkeit der Berechnungen von Fräulein Jaubert bestreitet. Es handelt sich um das Buch *«Les idées religieuses du livre des Jubilés»* von *Michel Testuz*,[9] der Dozent an der Universität Genf ist.

Fräulein Jaubert deutet den Kalender des Buches der Jubiläen so, daß der Tag, an dem das neue Jahr beginnt, ein Mittwoch ist. Wird der Kalender auf Grund dieser Annahme rekonstruiert, so ergibt sich, daß das Passah-Fest immer auf einen Mittwoch fiel. Hieraus hat sich dann die Frage ergeben, ob auch Jesus das letzte Abendmahl an einem Dienstagabend abgehalten habe. Testuz glaubt nun, daß das neue Jahr nicht an einem Mittwoch begann, sondern am ersten Tag der Woche, also an einem Sonntag. Er bestreitet die Stichhaltigkeit des Testes, dem Fräulein Jaubert ihre These unterworfen hatte.

Fräulein Jaubert hatte eine Liste der Reisen, die die Patriarchen nach der Erzählung des Buches der Jubiläen unternehmen, aufgestellt. Nach ihrer Aufstellung ergab sich ein einziger Tag, auf den nie eine Reise fiel. Das also mußte der Sabbat sein. In seiner Überprüfung der Liste von Fräulein Jaubert kommt Testuz zum Ergebnis, daß es zwei Tage gibt, an denen die Patriarchen keine Reise machen, so daß also der Monatstag, auf den der Sabbat fällt, nicht eindeutig bestimmt ist.

---

[5] Verlag Ernst Reinhardt, München/Basel, 1958. 144 Seiten. Kart. Fr. 6.50, Leinen Fr. 8.50.

[6] Patmos-Verlag, Düsseldorf, 1960. 114 Seiten. DM 4.80. Verweisen wir bei dieser Gelegenheit auf die anderen Titel der Reihe «Welt der Bibel»: P. Grelot und J. Pierre: Osternacht und Osterfeier im Alten und Neuen Bund. – Thierry Maertens OSB: Der Geist des Herrn erfüllt den Erdkreis. – Fridolin Stier: Geschichte Gottes mit dem Menschen. – F.-M. Lemoine und C. Novel: Christus unser Erlöser. – André Rétif und Paul Lamarche: Das Heil der Völker.

[7] Herausgeber der «Introduction à la Bible» sind A. Robert und A. Feuillet. Verlag Desclée & Cie., Tournai (Belgien). 939 Seiten. Dieses Werk ist die neueste und umfangreichste Einleitung in das Neue Testament, die wir auf katholischer Seite besitzen. Wir hoffen, bei Behandlung der synoptischen Frage auf dieses Werk zurückzukommen. Denn der Beitrag von Xavier Léon-Dufour S. J., «Les Evangiles synoptiques» (S. 144–334), ist von der Fachkritik ganz besonders beachtet worden. Vor allem seine Behandlung des Verhältnisses von Evangelien und Geschichte ist als neuartig empfunden worden.

[8] Orientierung 1957, Nr. 10 und 11.

[9] Librairie E. Droz, Genève/Librairie Minard, Paris, 1960. 165 Seiten.

Ohne auf die anderen Argumente Testuz' einzugehen, kann man sagen, daß die Diskussion um den Kalender der Jubiläen und damit auch um das Datum des letzten Mahles Jesu weitergeht. Deshalb wird das Buch von Testuz ein unentbehrliches Stück des Dossiers sein, das jeder Wissenschaftler braucht, der sich zu dieser Frage äußern will.

Im übrigen wird auch der Laie die Kapitel über die Welt der Geister und die Endzeit im Buche von Testuz mit Gewinn lesen. Denn sie zeigen ihm, daß viele der Vorstellungen über die Engel und die Endzeit, die wir in den Evangelien und den Paulusbriefen finden, nicht eine neue Offenbarung sind, sondern zur Mentalität des Milieus gehören, in dem Jesus und Paulus lebten.

M. Brändle

18 000 Messen in 50 Jahren ...

JEAN SAINSAULIEU

et cum spiritu tuo

Die Antwort des Gläubigen

2. *Auflage, Taschenformat,* 176 *Seiten*
Leinen flexibel Fr. 9.80, *jetzt auch kartoniert Fr.* 7.80

«Originelle, scharfgeschliffene Reflexionen über fast jedes Wort oder jeden Sinnabschnitt des Meß-Ordo; sechshundert völlig unkonventionelle Kommentare oder Kurzbetrachtungen für den «Gläubigen, der unrichtig ‚Laie' genannt wird». Im besten Sinne modern ...
Es schadet weder dem Priester noch dem ‚Laien', wenn er einmal an Hand dieser epigrammatischen Aphorismen entdecken lernt, wie neu die alltäglichen Worte in Wahrheit sind, in denen die Kirche Gott dem Vater danksagt durch Jesus Christus im Heiligen Geiste.»

Benediktinische Monatsschrift

In jeder Buchhandlung

VERLAG HEROLD . WIEN . MÜNCHEN

FRANZ MICHEL WILLAM

Aristotelische Erkenntnislehre bei Whately und Newman

346 Seiten, DM 24.80

Werner Heisenberg sagt im Vorwort zu seinen Abhandlungen über «Physik und Philosophie», daß die moderne Physik mit ihren Entdeckungen in mancher Beziehung umzudenken zwingt. Dieses «Umdenken» erleichtern Newmans Untersuchungen über das Verhältnis aristotelischer Erkenntnisphilosophie zu neuzeitlicher Physik, die Atomphysik nicht ausgenommen. Newmans Darlegungen gewinnen noch einmal an Gewicht, weil Werner Heisenberg sie in seinen neuen Darlegungen über «Physik und Philosophie» positiv beizieht.
Prof. Walgrave von der Universität Löwen schreibt: «Die kennzeichnendste Gabe Willams ist die Aufmerksamkeit für das signifikative Detail. Belangreiche Einsichten tauchen manchmal an einfachen, unauffälligen Stellen auf, wo man leicht über sie hinwegliest, das vor allem bei Newman. So ist hier Pionierarbeit ersten Ranges geleistet worden. Eines steht nun zweifellos fest, die Newmansche Erkenntnislehre stellt ein wirkliches Verbindungsglied innerhalb der aristotelischen Denktheorie dar. Indem der Autor die ungeheure Arbeit des jungen Newman aufdeckt, hat er die Schlüsse des neulich erschienenen Werkes von Th. S. Bokenkotter, Cardinal Newman an Historian' (Löwen) bestärkt und ergänzt».
Ähnlich urteilen Dr. Davis vom Oratorium in Birmingham und Dr. A. Dwight Culler, Yale Universität USA.

VERLAG HERDER – FREIBURG/BR. – BASEL – WIEN

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10 / 11.

Druck: H. Börsigs Erben AG., Zürich 8.

Abonnements- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Gönnerabonnement jährlich Fr. 18.—; Abonnement jährlich Fr. 13.50; halbjährl. Fr. 7.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 190.-. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505. - Deutschland: DM 13.50/7.- Best. u. Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, PschA. Ludwigshafen/Rh., Sonderkonto Nr. 12975 Orientierung. — Dänemark: Jährl. Kr. 25.—. Einzahlung an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Halbjährl. NF. 7.—, jährl. NF. 14.—. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 644.286. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 2000.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstraße 9, Postcheckkonto Nr. 142.181. (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 80.—. USA: Jährl. $ 4.—.

Neuerscheinung im TYROLIA-VERLAG

Emerich Coreth S.J.

METAPHYSIK

Eine methodisch-systematische Grundlegung

Kompendienreihe, 690 Seiten, Leinen, Sfr. 32.—.

Prof. Coreth gewann entscheidende Anregungen zu seiner Arbeit durch die geistige Auseinandersetzung mit der neueren Philosophie, besonders mit Kant und dem deutschen Idealismus, aber auch mit Husserls Phänomenologie und mit Heideggers Fundamentalontologie.
So legt der Verfasser in diesem Grundriß ein Bekenntnis ab zur Denkrichtung, die die klassische Metaphysik in transzendentaler Methode neu zu vollziehen bestrebt ist: zu J. Maréchal, Karl Rahner, J. B. Lotz, A. Marc, B. Lonergan. Daraus folgert die Aufgabe des Neu-Durchdenkens der gesamten Metaphysik, einer Aufgabe, der Prof. Coreth gerecht zu werden sucht.

Bei ihrem Buchhändler.

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich

PP Zürich 1